Der Fachbereich Osteuropa am Historischen Seminar der Universität Zürich

1996–2002

Herausgegeben von Carsten Goehrke

Zürich 2002

Herstellung: Haas Druck AG, Forchstrasse 280, 8029 Zürich

Inhaltsverzeichnis

Carsten Goehrke	Wozu?	5
Carsten Goehrke	Rückblick auf die Jahre 1996 bis 2002 – Trends, Höhepunkte, Vernetzungen	6
Peter Collmer	Das Russlandschweizer-Archiv (RSA) 1997–2002	14
Stefan Rohdewald	Das Archiv Schweiz – Osteuropa (ASO) – ein Kurzportrait	17
Eva Maeder	Beziehungsgeschichte schafft Beziehungen – ein Sammelband über «Schweizer in St. Petersburg»	20
Anna Staubli-Gumanova	OEG – Raum 283	24
Carsten Goehrke	Reise in drei Lebenswelten des 20. Jahrhunderts am Jenissei – zum Zweiten	27
Seraina Gilly	Estland zehn Jahre nach der wiedererlangten Unabhängigkeit – ein Augenschein vor Ort	55

Statistischer Anhang

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter	68
Absolventinnen und Absolventen	69
Habilitationen und Dissertationen	71
Lizentiatsarbeiten	72
Veröffentlichungen	74
Populärwissenschaftliche Veröffentlichungen	81
Lehrveranstaltungen	83

Wozu?

Warum nur sechs Jahre nach dem Erscheinen der Broschüre «25 Jahre Osteuropa-Abteilung des Historischen Seminars der Universität Zürich 1971–1996» schon wieder ein Rechenschaftsbericht?

Das Jubiläumsheft galt einem fixen Datum – dem Rückblick auf das erste Vierteljahrhundert des Zürcher Lehrstuhls für Osteuropäische Geschichte. Die vorliegende Broschüre orientiert sich an einem individuellen Zeitpunkt – an meiner Emeritierung auf das Ende des Sommersemesters 2002. Dies bietet Gelegenheit, auch noch die sechs letzten Jahre, während derer ich die Lehr- und Forschungstätigkeit an der Osteuropa-Abteilung zu koordinieren hatte, Revue passieren zu lassen. Dabei geht es aber nicht allein darum, die Statistiken zu vervollständigen.

Erstaunlich viel ist nämlich in dieser vergleichsweise kurzen Zeitspanne geschehen. Gegenüber den vorhergehenden Jahren haben sich in der Struktur der Studienabschlüsse Wandlungen vollzogen, die gewisse Trendänderungen des studentischen Interesses signalisieren. Durch die Erhöhung der Lehrauftragsdotation und zwei Habilitationen hat auch die Anzahl der Lehrveranstaltungen zugenommen, konnte das thematische Spektrum sich noch stärker in die Breite entfalten. Ferner hat sich die wissenschaftliche Vernetzung der Zürcher OEG sowohl innerhalb der deutschen Schweiz als auch mit dem Ausland verdichtet.

Dass ich das Fach Osteuropäische Geschichte an der Universität Zürich konzipieren, weiterentwickeln und einunddreissig Jahre lang verantwortlich begleiten konnte, habe ich stets als ein besonderes Privileg betrachtet. Meine Nachfolgerin wird darauf weiterbauen können, aber eigene Vorstellungen einbringen und andere Akzente setzen. Das ist gut so. Aber gut ist es auch, wenn dafür ein lückenloser Überblick über die bisherige Entwicklung des Fachs an unserer Universität zur Verfügung steht, der statistische Grundlagen darbietet und in Lehre und Forschung als Orientierungshilfe zu dienen vermag.

Neben diesem Über- und Rückblick sowie viel Statistik kommt dieses Bändchen aber auch als eine Art Schatzchäschtli daher: mit Beiträgen, in denen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter «aus dem Nähkästchen plaudern», ihre Arbeitsbereiche vorstellen oder einen persönlichen Augenschein wiedergeben, den sie weit, weit im Osten genommen haben.

Carsten Goehrke

Carsten Goehrke

Rückblick auf die Jahre 1996 bis 2002 – Trends, Höhepunkte, Vernetzungen

Bericht und Angaben beziehen sich auf die Zeitspanne vom Wintersemester 1996/97 bis und mit Sommersemester 2002.

Studientrends

Es hat mich selber verblüfft, welche Veränderungen sich während der vergangenen zwölf Semester beim studentischen Interesse an der Osteuropäischen Geschichte beobachten liessen (vgl. Tabelle 1). Die Gesamtzahl der Abschlüsse ist mit durchschnittlich elf pro Jahr – bei allerdings starken Jahresschwankungen – gegenüber dem bisherigen «Peak» von 1990 bis 1995 ziemlich stabil geblieben. Doch innerhalb dieses Rahmens haben sich charakteristische Umschichtungen vollzogen.

Zum einen hat die Dissertationshäufigkeit abgenommen. Dies entspricht einem generellen Trend in unserer Fakultät. Wenn bis 1996 jede zweite bis dritte Lizentiatsarbeit in eine Dissertation mündete, ist dies seitdem nur noch bei jeder vierten der Fall. Zum anderen hat der Anteil der Lizentiatsarbeiten an den Abschlüssen stark zugenommen, und zwar sowohl absolut als auch relativ. Lag er bis 1996 im Mittel bei einem Drittel aller Abschlüsse, so in den vergangenen sechs Jahren bereits bei der Hälfte (vgl. Tabelle 2). Dies bedeutet, dass vor allem das Interesse an Osteuropäischer Geschichte im zweiten Nebenfach rückläufig ist. Man kann daher wohl von einer zunehmenden Professionalisierung des Fachs sprechen. Darauf deutet auch die relative Zunahme des Interesses an einem Hauptfachstudium hin, obgleich nach wie vor das Schwergewicht auf einem Abschluss in Allgemeiner Geschichte mit Lizentiatsarbeit in Osteuropäischer Geschichte liegt (Tabelle 3). Diesen Trend bestätigt auch die laufende Universitätsstatistik: Danach ist die Anzahl der Immatrikulierten mit Hauptfach Osteuropäische Geschichte im Wintersemester 2001/02 gegenüber dem Vorjahr von 13 auf 20 gestiegen.

Die Sprachkompetenz ist zwar erstaunlich stabil geblieben (Tabelle 4), doch lassen sich auch in dieser Beziehung erhebliche strukturelle Veränderungen ausmachen. Vor allem hängt dies damit zusammen, dass immer mehr Absolventinnen und Absolventen osteuropäische Wurzeln haben und ihre Sprachkompetenz aus dem Elternhaus mitbringen (Tabelle 5). Seine Auswirkungen hat dieser Trend vor allem auf die früher dominierende Kombination der Osteuropäischen Geschichte mit Slavistik bzw. Russistik. Dies ist heute knapp mehrheitlich noch der Fall, wenn Osteuropäische Geschichte Lizentiatsarbeitsfach ist, jedoch schon nicht mehr bei den Abschlüssen generell (Tabelle 6).

Wenn man die Themen der Lizentiatsarbeiten analysiert, so ist das Interesse an den Zeitbereichen Mittelalter und Frühneuzeit nur leicht zurückgegangen, hat sich innerhalb der Neuzeit aber ganz entschieden auf das 20. Jahrhundert, speziell die Zeitgeschichte verlagert (Tabelle 7). Darin spiegeln sich die rasanten Veränderungen auf der politischen

1. Abschlüsse in Osteuropäischer Geschichte nach Studienfächern und Kalenderjahren (1971–2002)

Jahr	Diss.	Liz. Arb.	Hf.	AG / OEG	1.Nf.	2. Nf.	Abschl. gesamt
1971	-	-	-	-	-	-	-
1972	-	-	-	-	-	-	-
1973	-	-	-	-	-	-	-
1974	-	3	1	2	1	-	4
1975	-	2	-	2	2	1	5
1976	1	-	-	1	3	-	4
1977	-	2	-	1	3	2	6
1978	-	1	-	1	1	-	2
1979	1	4	1	3	-	1	5
1980	1	3	-	3	-	3	6
1981	-	2	-	1	2	4	7
1982	1	-	-	-	-	3	3
1983	4	2	-	1	1	-	2
1984	1	1	-	1	1	3	5
1985	1	2	-	2	1	4	7
1986	-	1	-	1	2	1	4
1987	1	3	-	1	2	2	5
1988	-	1	-	1	-	-	1
1989	2	1	-	-	2	1	3
1990	1	5	-	4	2	4	10
1991	-	3	-	2	4	5	11
1992	1	4	-	3	4	7	14
1993	1	5	1	4	-	6	11
1994	1	4	1	2	2	6	11
1995	3	7	1	6	3	8	18
1996	4	5	-	5	1	6	12
1997	2	5	1	4	1	3	9
1998	1	4	2	2	1	4	9
1999	1	7	-	7	4	3	14
2000	-	7	1	4	2	7	14
2001	3	6	1	5	1	1	8
2002	-	2	-	2	-	1	*3
insges.	31	93	10	71	46	86	213

AG/OEG = Hf. Allgemeine Geschichte mit Liz.Arbeit in Osteuropäischer Geschichte
* Abschlüsse nur bis und mit SS 2002

2. Studienfachvarianten in Osteuropäischer Geschichte

	1971–1996	1996–2002
Lizentiatsarbeitsfach (HF, AG/OEG)	50	31
1. Nebenfach	37	9
2. Nebenfach	66	23
Gesamtzahl	153	63

Bühne seit dem Zusammenbruch des Sowjetsystems wider, die wir natürlich im Lehrveranstaltungsprogramm aufgegriffen haben und die auf diesem Wege auch in Lizentiatsarbeiten umgesetzt worden sind. Dementsprechend hat das früher lebhafte Interesse für die Geschichte der Auswanderung aus der Schweiz nach Russland stark nachgelassen. Allerdings gilt dies nicht für die Geschichte der Beziehungen zwischen der Schweiz und den Ländern des europäischen Ostens generell, denn es ist nur dem Einbruch bei den Migrationsthemen zuzuschreiben, dass der Anteil der Beziehungsthemen einen relativen Rückgang suggeriert (Tabelle 8). Vielmehr sind während der vergangenen sechs Jahre ausgesprochene Pionierleistungen bei der Erforschung der Beziehungen zwischen der Schweiz und der Tschechoslowakei, Polen, Jugoslawien und der Sowjetunion erbracht worden (vgl. Liste der Lizentiatsarbeiten im Anhang). Starke Verschiebungen des thematischen Interesses zeichnen sich bei den Lizentiatsthemen auch in regionaler Hinsicht ab. Osteuropa im engeren Sinne (Russland, Ukraine und Weissrussland), das bis 1996 im Mittel fast zwei Drittel der Themen bestrich, vermag heute nicht einmal mehr die Hälfte der Lizentiatsarbeiten auf sich zu ziehen, wohingegen das Interesse an den Ländern Ostmittel- und Südosteuropas markant zugenommen hat (Tabelle 9). Dieser Trend wäre bei der Planung des Lehrveranstaltungsprogramms der kommenden Jahre im Auge zu behalten.

Höhepunkte

Als besondere Höhepunkte der vergangenen sechs Jahre müssen die beiden *Habilitationen* von Gabriele Scheidegger im Wintersemester 1997/98 und von Nada Boškovska im Wintersemester 2001/02 gelten. Damit verfügt der Zürcher Fachbereich Osteuropa über zwei Privatdozentinnen zugleich – ein international vergleichsweise wohl seltenes Phänomen. Dies kommt der regionalen und thematischen Breite wie der zeitlichen Tiefe des Fachs zu Gute und bietet den Studierenden eine grössere Auswahl auch an Lehrpersönlichkeiten.

Im *Bereich der Forschung* seien zwei Höhepunkte genannt.

Zum einen hat Peter Collmer als verantwortlicher Herausgeber im Jahre 2001 den zahlreichen bislang erschienenen Monographien über die Auswanderung aus der Schweiz nach Russland und die Geschichte der Russlandschweizer den lange ersehnten Quellen-

3. Lizentiatsarbeiten und Lizentiatsarbeitsfächer (1996–2002)

Hauptfach Osteuropäische Geschichte	5
Hauptfach Allgemeine Geschichte mit Liz.Arbeit in OEG	26
Erstes Nebenfach Osteuropäische Geschichte	2
Gesamtzahl	33

band hinzugefügt (Näheres dazu in seinem Beitrag über das Russlandschweizer-Archiv in der vorliegenden Broschüre). Diese Publikation ist international stark beachtet worden: U.a. hat Prof. Dr. Igor Narski (Universität Tscheljabinsk) mir per E-Mail mitgeteilt, dass er mit den Quellentexten in seinem Seminar über «Erinnerungskultur» arbeite. Eine weitere Quellenedition aus diesem Fundus ist derzeit in Vorbereitung: Christine Gehrig wird die Erinnerungen des Schweizer Graphikers Ernst Derendinger, der von 1910 bis 1938 in Moskau gelebt hat, für den Druck bearbeiten und herausgeben. Dass wir diese Editionsarbeiten finanzieren können, verdanken wir grosszügigen Zusprachen des Robert-J.-F.-Schwarzenbach-Fonds und der Stiftung für wissenschaftliche Forschung der Universität Zürich.

Den anderen Höhepunkt im Forschungsbereich bildet der von Seraina Gilly und mir im Jahre 2000 herausgegebene Sammelband «Transformation und historisches Erbe in den Staaten des europäischen Ostens». Er ist spontan aus einem Seminar herausgewachsen, das ich unter Assistenz Seraina Gillys im Wintersemester 1997/98 über Transformation und Transformationsprobleme in den postkommunistischen Staaten Europas durchgeführt habe. Als wir in der letzten Sitzung dieses Seminars die Ergebnisse der einzelnen Länderanalysen auf eine Karte übertrugen, zeichnete sich überraschend klar ab, dass die im Transformationsprozess fortgeschrittensten Staaten fast alle dem lateinisch, die zurückgebliebenen hingegen dem orthodox geprägten bzw. auf dem Balkan dem islamisch überformten Teil Europas angehören. Damit trat eine alte historische Kulturgrenze innerhalb Europas mit einer Deutlichkeit zu Tage, die geradezu danach verlangte, näher untersucht zu werden. Daraufhin haben Seraina Gilly und ich die Verfasserinnen und Verfasser der besten Seminararbeiten um uns geschart und mit ihnen gemeinsam in einem einjährigen ergänzenden Durchgang die Grundlagen des umfangreichen Sammelbandes erarbeitet. Assistenten und «Ehemalige» haben zusätzliche Beiträge beigesteuert. Mit der Finanzierung hatten wir allerdings weniger Glück als mit dem «Projekt Derendinger». Obgleich ein beigezogener ausländischer Gutachter zu einem positiven Gesamturteil gelangt war, verweigerte der Schweizerische Nationalfonds für wissenschaftliche For-

4. Abschlüsse mit Kenntnis mindestens einer osteuropäischen Sprache

49 (77,8%; 1971–1996: 78%)

5. Absolventen aus osteuropäischen Herkunftsländern

Tschechoslowakei	5	
Jugoslawien	5	
Polen	1	
Ungarn	1	
Gesamtzahl	12	(= 19%; 1971–1996: 14%)

schung den vom Verlag beantragten bescheidenen Druckkostenzuschuss von gut Fr. 13 000.– (für ein Buch von immerhin rund 750 Druckseiten). Die Begründung war die, dass die studentischen Beiträge von unterschiedlicher Qualität seien und ein Zuschuss nur gewährt werden könne, wenn die schwächsten von ihnen entweder eliminiert oder gründlich überarbeitet würden. Das eine hätte unser gesamtes Konzept in Frage gestellt, das andere zu viel Zeit gebraucht. So haben wir die Druckkosten aus dem eigenen Sack berappt. Die Resonanz in den bisher erschienenen Rezensionen des Sammelbandes zeigt klar, dass der Schweizerische Nationalfonds einen Fehlentscheid getroffen hat. Und dieser Fehlentscheid muss auch alle diejenigen Lehrenden düpieren und entmutigen, die versuchen, der – notabene auch vom Nationalfonds vertretenen – Maxime einer engen Verzahnung von Lehre und Forschung nachzuleben.

Zu den Höhepunkten im *Bereich der Lehre* zählt unzweifelhaft, dass zwei Studierende für ihre Seminararbeiten Preise gewonnen haben. Beide Arbeiten gingen aus meinem Seminar «Menschen und Macht, Machtmenschen im Osteuropa des 20. Jahrhunderts von Lenin bis Milošević» (Wintersemester 2000/01) hervor. Daniel Neval erhielt für seine umfangreiche, mit einem ausführlichen Exkurs zum politischen Charisma angereicherte Seminararbeit über Edvard Beneš den 2001 *Dr. Joseph Hašek Student Award* des entsprechend benannten und von Prof. Dr. Vera Berkovec präsidierten Komitees in den Vereinigten Staaten. Stefan Guth ging mit seiner Untersuchung «Nikita Sergeevič Chruščev. Eine Studie sowjetischer Machtverhältnisse» aus dem am Historischen Seminar im Wintersemester 2000/01 erstmals durchgeführten Concours *The Motivator 2001* um die beste Seminararbeit als Gewinner des Hauptpreises hervor.

Nachdem Osteuropahistoriker und Slavisten bereits im Juni 1996 gemeinsam eine einwöchige Exkursion nach Südpolen (Galizien und Hohe Tatra) durchgeführt hatten, stach uns vier Jahre später der Hafer, ein ganz ungewöhnliches Exkursionsziel anzupeilen – Sibirien. Im Sommersemester 2000 gab es ein vorbereitendes Kolloquium, gelei-

6. Abschlüsse nach Kombinationen mit Slavistik / Russistik

Lizentiatsarbeiten	17 (= 51, 5%)
Abschlüsse	26 (= 41,3%; 1971–1996: 60%)

7. Lizentiatsthemen nach Epochen

Mittelalter/Frühneuzeit	5	(15, 2%; 1971–1996: 18, 3%)
19. Jahrhundert	5	
19./20. Jahrhundert	1	
20. Jahrhundert	22	(66, 7%; 1971–1996: 23, 3%)
Gesamtzahl	33	

tet von den beiden Professoren Jochen-Ulrich Peters und Daniel Weiss (Slavisches Seminar) sowie dem Schreibenden. Am 27. August starteten wir dann per Flugzeug über Moskau nach Norilsk, um uns in Dudinka auf der «Anton Tschechow» einzuschiffen und den Jenissei von der Mündung bis nach Krasnojarsk zu erkunden. Am 6. September kehrten wir nach Zürich heim. Es waren für alle 21 Mitreisenden unvergessliche Tage. Da ich zur vorliegenden Broschüre einen Exkursionsbericht beigesteuert habe, brauche ich hier nicht näher darauf einzugehen.

Vernetzungen

Gemeinsame Exkursionen und Lehrveranstaltungen mit dem Slavischen Seminar gehören seit den Anfängen zum engsten Vernetzungskreis der Osteuropäischen Geschichte. Doch in den letzten Jahren hat sich diese Vernetzung intensiviert und ausgeweitet. Dies ist nicht zuletzt die Frucht eines inzwischen wieder versandeten Anlaufs, den die Schweizerische Hochschulkonferenz 1994/95 unternommen hatte, um *Area studies* zu forcieren. Man erwartete in diesem Zusammenhang auch von den Osteuropawissenschaften Slavistik, Osteuropäische Geschichte und Osteuropäische Philosophie, innerhalb der gesamten Schweiz enger miteinander zusammenzuarbeiten. Die Vernetzung mit der Romandie blieb von vornherein stecken. Innerhalb der deutschen Schweiz taten sich die sechs slavistischen und osteuropahistorischen Lehrstühle Basels, St. Gallens und Zürichs zusammen, um bei allenfalls interessierten Fächern und Studierenden ihrer Universitäten das Bedürfnis nach einem interdisziplinären Nachdiplomstudiengang *Osteuropawissenschaften* abzuklären. Das Ergebnis der Umfrageaktion bot zu gewissen Hoffnungen Anlass, aber für die nötige Infrastruktur konnten wir damals kein Geld auftreiben. Daher liessen wir das Projekt fallen.

Doch aus den gemeinsamen Koordinationskonferenzen der sieben Dozenten Goehrke, Peters, Ritz, Weiss (Zürich), Guski, Haumann (Basel) und anfänglich auch noch Ingold (St. Gallen) hat sich dann seit 1998 ein *Osteuropatag* entwickelt, der jedes Jahr am Ende des Sommersemesters umschichtig in Basel oder Zürich stattfindet und an dem Dozenten, Assistierende und Studierende teilnehmen. Dort berichten die jeweiligen Gastgeber über laufende Forschungsprojekte, führen Workshops zu bestimmten Themen durch, dort können auch in einem offenen Hearing von jedermann Anregungen und Wünsche vorgebracht werden.

8. Lizentiatsthemen aus dem Bereich «Die Schweiz in ihren Beziehungen zum Osten Europas»

Beziehungsthematik generell	10	(30,3%; 1971–1996: 43,3%)
davon Migrationsgeschichte	2	(6%; 1971–1996: 16,6%)

Dem gleichen Netzwerk ist ein gemeinsamer interdisziplinärer *Postgraduiertenkurs* entsprossen, der vom 27. September bis zum 1. Oktober 1999 am Slavischen Seminar in Zürich stattfand und dem Thema «Chancen und Perspektiven der Kulturwissenschaften für die Osteuropawissenschaften» gewidmet war. An dem Kurs nahmen zwei Dutzend Doktorandinnen und Doktoranden aus der gesamten deutschen Schweiz teil.

Eine ganz andere Art der Vernetzung zwischen Zürich und Basel brachte ein Angebot der Gebert Rüf Stiftung zustande. Der Stiftungsdelegierte für das Baltikum, Dr. Max Schweizer, hatte Ende der siebziger Jahre als Geograph und Historiker zum Vorbereitungsteam für unser Russlandschweizerprojekt gehört und war dann in den diplomatischen Dienst gegangen. Für drei Jahre beurlaubt, um das *Swiss Baltic Net* der Gebert Rüf Stiftung aufzubauen, erinnerte er sich unserer alten Kontakte und machte mir im Mai 2000 während einer Bahnfahrt zum Osteuropatag an der Universität Fribourg den Vorschlag, gemeinsam mit dem Basler Althistoriker und Deutschbalten Jürgen von Ungern-Sternberg ein Kolloquium zur Geschichte des Baltikums zu organisieren. Wenn das Geld – umgekehrt als üblich – von selbst zu den Professoren kommt, darf man nicht Nein sagen. So trafen sich vom 17. bis zum 20. Oktober 2001 auf dem idyllischen Landsitz Castelen bei Kaiseraugst (Baselland) dreizehn Referentinnen und Referenten aus den drei baltischen Republiken, Schweden, Deutschland und der Schweiz, um dem Thema «Die baltischen Staaten im Schnittpunkt der Entwicklungen – Vergangenheit und Gegenwart» in Vorträgen und Diskussionen nachzuspüren. Als Kernfrage hatten Jürgen von Ungern und ich den Referenten aufgetragen, herauszuarbeiten, inwieweit das von ihnen behandelte Einzelthema noch bis in die Gegenwart hinein nachwirkt. Dadurch kam tatsächlich ein durch einen roten Faden zusammengehaltener Gesamtüberblick über die Geschichte des Baltikums zustande, der bis spätestens Ende 2002 in Form eines Sammelbandes auch gedruckt zugänglich sein wird. Als Publikum waren mehr oder weniger alle zugegen, die in der Deutschschweiz oder im angrenzenden Deutschland sich für das Baltikum interessieren. Einen besonderen Höhepunkt bildete der Festvortrag Lennart Meris, der erst zwei Wochen zuvor als Staatspräsident Estlands zurückgetreten war und der in perfektem Deutsch und auf die für ihn typische humorvolle Art das heikle Thema «Wo endet Europas Osten?» anging.

Noch über Basel und Zürich hinaus spannt sich das Netz wissenschaftlicher Zusammenarbeit beim Arbeitskreis *«Osteuropäische Stadtgeschichte im Vergleich»*, den meine Konstanzer Fachkollegin Bianka Pietrow-Ennker und ich seit 1998 aufgezogen haben. Als Ziel haben wir uns gesetzt, die Zürcher Mittelalter- und Frühneuzeitkompetenz mit der Konstanzer Neuzeitkompetenz zusammenzubringen und durch den systematischen Vergleich von Städten beiderseits der Kulturgrenze zwischen Ostmittel- und Osteuropa die epochenübergreifende Brauchbarkeit modernisierungstheoretischer Zugänge zu testen. Seit 1998 treffen wir uns jeweils an einem Samstag im letzten Quartal des Jahres abwechselnd in Zürich und Konstanz, um Kurzreferate und Texte zu diskutieren. Anfänglich waren es Studierende und Doktorierende aus Konstanz, Tübingen, Zürich, Basel und Bern, die an den Zusammenkünften teilnahmen. Doch seit 2000 erhalten wir Zuzug auch von Stadthistorikerinnen aus anderen Teilen Deutschlands. Mittlerweile ist die Kooperation so weit gediehen, dass wir bereits konkrete Beiträge für einen Sammelband erarbeiten und diskutieren, der wohl im Jahre 2003 erscheinen wird. Von Schweizer Seite sind neben mir Arié Malz, Andrej Rudolf Jakovac und Stefan Rohdewald aus Zürich, Martin Trancik aus Basel sowie Roland Leffler und Christophe von Werdt aus Bern beteiligt. Dass der Arbeitskreis Erkenntnisfortschritte hautnah erlebbar werden lässt, verdankt sich seiner überschaubaren Teilnehmerzahl von höchstens anderthalb Dutzend, aber auch seiner unkonventionellen und von allem Standesdünkel freien Mischung aus Habilitierten, Doktorierenden und Lizentianden.

9. Lizentiatsthemen nach Regionen

Osteuropa	14	(42,4%; 1971–1996: 65%)
Russland/Sowjetunion	13	
Weissrussland	1	
Ostmitteleuropa	12	(36,4%; 1971–1996: 21,7%)
Tschechoslowakei	8	
Polen	2	
DDR	1	
Finnland	1	
Südosteuropa	7	(21,2%; 1971–1996: 13,3%)
Jugoslawien	5	
Rumänien	2	
Gesamtzahl	33	

Das weiteste Netzwerk verbindet Zürich mit St. Petersburg – und zwar im Rahmen eines von der dortigen Schweizer Generalkonsulin angeregten Buchprojektes, das zur Dreihundertjahrfeier der Stadt 2003 die Geschichte ihrer Beziehungen mit der Schweiz beleuchten soll. Als Projektkoordinatorin für die Schweiz fungiert Eva Maeder. Näheres darüber ist nachzulesen in ihrem Beitrag für die vorliegende Broschüre.

Peter Collmer

Das Russlandschweizer-Archiv (RSA) 1997–2002

Eigentlich war das Forschungsprojekt zur Schweizer Russlandwanderung schon mehr oder weniger abgeschlossen, als ich Assistent am Zürcher Lehrstuhl für Osteuropäische Geschichte wurde und 1997 von Rudolf Mumenthaler die Betreuung des Russlandschweizer-Archivs übernahm. 11 Lizentiandinnen und Lizentianden hatten sich in den vergangenen zwei Jahrzehnten unter der Anleitung von Professor Goehrke mit der Geschichte der Russlandschweizer beschäftigt; sie hatten unter anderem typische Berufsgruppen von Auswanderern untersucht, die Struktur ihrer Kolonien im Zarenreich statistisch analysiert und ihre Massenrückkehr nach der Oktoberrevolution beschrieben. Sechs Arbeiten waren zu Dissertationen ausgebaut, fünf davon in der Reihe Beiträge zur Geschichte der Russlandschweizer publiziert worden. Mitte der 1990er Jahre schien dann ein vorläufiges Ende des Migrationsprojekts in Sicht[1].

Eine Quellenpublikation zum Abschluss

Ein lange geplantes Vorhaben sollte aber noch realisiert werden – nämlich dasjenige eines Quellenbandes, der nach all den wissenschaftlichen Untersuchungen die Russlandschweizerinnen und Russlandschweizer selbst zu Wort kommen liess und gleichzeitig die besten Stücke des RSA einer breiteren Öffentlichkeit bekannt machen würde. Die Aufgabe, eine solche Quellensammlung herauszugeben, ging an mich.

Nach welchen Kriterien sollte ich die abzudruckenden Selbstzeugnisse auswählen? Ich entschloss mich, die Edition als wissenschaftlich fundiertes Lesebuch zu konzipieren, das nicht eine spezifische Thematik fokussiert, sondern anhand exemplarischer Lebensschicksale einen Einblick in die Vielfalt der schweizerischen Russlandwanderung und des entsprechenden historischen Forschungsprojekts gewährt. So stellte ich ein Korpus von neun Texten zusammen, die sich in ihren Strukturmerkmalen (Herkunft, Beruf und Geschlecht der Autoren, Epoche, Region in Russland) ergänzen: Die Frühphase der Migrationsbewegung repräsentieren die Briefe des Basler Lehrers und Pastors *Emanuel Grunauer* (1794–1850), der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine neue Heimat in den deutschen Kolonien an der Wolga fand und seinen Verwandten in der Schweiz über Erlebtes und Erlittenes berichtete; die Briefe Grunauers illustrieren den Daseinskampf eines in Russland Fremden, aber auch die allmähliche Annahme einer neuen Identität. Die zahlreichen Schweizer Käser, die sich im 19. Jahrhundert in der Region von Smolensk niederliessen, sind in der Edition zweifach vertreten – zum einen mit den Briefen, welche die Gebrüder *Samuel* (geboren 1838) und Johann Berger (1845–1886) im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts ins heimatliche Berner Oberland schickten; hier werden die administrativen und menschlich-emotionalen Konsequenzen der Auswanderung

[1] Für eine vorläufige Bilanz des Projekts vgl. Carsten Goehrke: Die Auswanderung aus der Schweiz nach Russland und die Russlandschweizer. Eine vergleichende Forschungsbilanz. In: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, 48 (1998), Nr. 3, S. 291–324.

besonders eindrücklich fassbar. Zum anderen mit den (von Carsten Goehrke bearbeiteten) Memoiren der 1927 geborenen Käserstocher *Valy Eggenschwiler-Wüthrich*. Nachdem die Folgen der Kollektivierung der sowjetischen Landwirtschaft für die «Kulaken»-Familie Wüthrich immer unerträglicher geworden und schliesslich beide Elternteile in den Fängen des stalinistischen Repressionsapparats verschollen waren, floh die halbwüchsige Valy 1943 mit ihren beiden jüngeren Brüdern in die Schweiz. Die tragischen Folgen der bolschewistischen Machtergreifung für die Russlandschweizer stehen auch im Zentrum von zwei weiteren Selbstzeugnissen: Der Bündner Bankfachmann *Peter Balzer* (1868–1950) beschreibt in seinen Erinnerungen die Vernichtung gesellschaftlicher und ökonomischer Strukturen in der von Revolution und Bürgerkrieg verheerten Ukraine. Und der Fabrikant *Friedrich Suter* (1877–1949), seines Zeichens schweizerischer Vizekonsul in Moskau, entwarf 1920 zuhanden des Bundesrates eine apokalyptische, mit konkreten Erlebnissen aus der konsularischen Praxis unterlegte Vision bolschewistischer Barbarei. – Was aber ist mit dem Glück, das doch die Auswanderer in Russland zu finden hofften? Es kommt in verschiedenen anderen Texten durchaus zum Ausdruck, etwa in den lebhaften Briefen der jungen Waadtländerin *Olympe Rittener* (1862–1950), die in den 1880er Jahren in der Familie eines reichen Krasnojarsker Goldminenbesitzers als Erzieherin arbeitete und ihr sibirisches Abenteuer sichtlich genoss. Oder in den Erinnerungen *Eduard Vollenweiders* (1901–1997) an seine Jugend in den vornehmen Kreisen des vorrevolutionären St. Petersburgs. Bei aller erduldeten Mühsal spricht eine gewisse Behaglichkeit auch aus den Memoiren des Grafikers *Ernst Derendinger* (1883–1972), der von der späten Zarenzeit bis vor den Zweiten Weltkrieg in Moskau lebte und nur ungern in die Schweiz zurückkehrte, als seine Aufenthaltsbewilligung 1938 nicht mehr verlängert wurde. Unternehmerische Begeisterung schliesslich prägen das Russlandbild des Urner Kaufmanns *Herbert Herger* (geboren 1953), der seit den 1990er Jahren in Moskau lebt und eine neue Generation von Schweizer Käsefabrikanten in Russland repräsentiert[2].

Die Anlage des Buches zwang dazu, die oft sehr umfangreichen Selbstzeugnisse in einer Auswahl von jeweils etwa 30 bis 50 Druckseiten zu präsentieren. Kaum gerecht werden konnte dieses Vorgehen den im Originalmanuskript über 1000-seitigen, mit akribischen Beobachtungen zum russischen Alltag gespickten Erinnerungen Ernst Derendingers. Inzwischen hat sich Christine Gehrig-Straube daran gemacht, diese Memoiren in einem eigenen Buch zu edieren. So bleibt der im Frühjahr 2001 erschienene Quellenband doch nicht die letzte Publikation des Russlandschweizer-Projekts.

Von der Forschungs- zur Dienstleistungseinrichtung

Als studentisch genutzte Forschungseinrichtung ist das RSA in den vergangenen sechs Jahren etwas in den Hintergrund getreten. Als Auskunftsstelle für die Belange der Russlandschweizer und ihrer Geschichte wird es aber von einer interessierten Öffent-

[2] Die besten Jahre unseres Lebens: Russlandschweizerinnen und Russlandschweizer in Selbstzeugnissen, 1821–1999. Hg. Peter Collmer (= Beiträge zur Geschichte der Russlandschweizer, 8). Zürich 2001.

lichkeit nach wie vor rege genutzt. Immer wieder melden sich Personen aus dem In- und Ausland, die nach Spuren ihrer Vorfahren im Zarenreich oder in Sowjetrussland suchen. Rasche, per E-Mail gut kommunizierbare Informationen bieten drei digitale Datenbanken: das eigentliche Archivinventar, eine im Laufe des Forschungsprojekts angelegte allgemeine Russlandschweizer-Datenbank (RSDB) und die elektronisch zugängliche Mitgliederkartei der Vereinigung der Russlandschweizer (VRS), welche einen beträchtlichen Teil der nach der Oktoberrevolution Zurückgekehrten erfasst. Regelmässig besuchen Ahnenforscher auch persönlich das Archiv.

Anfang 1996 umfasste das RSA ziemlich genau 1000 Einheiten, was bei Annahme einer etwa 20-jährigen Existenz der Sammlung einen durchschnittlichen jährlichen Zuwachs von rund 50 Einheiten bedeutete. In den Jahren 1996–2001 betrug der Zuwachs noch rund 20 Einheiten pro Jahr (Stand Anfang 2002: 1116 Einheiten)[3]. Bei den Neuzugängen handelt es sich meist um einschlägige Zeitungsberichte, Buchpublikationen oder Mitteilungen von Privatpersonen. Immer wieder werden dem Archiv aber auch interessante Quellen übergeben. Eine Perle stellen die vor wenigen Monaten eingegangenen handschriftlichen Memoiren des Metallurgieprofessors Eduard Juon (geboren 1874) dar, der in Moskau aufwuchs und zwei turbulente Studienjahre im Kreise der russischen Revolutionäre in Zürich verbrachte, bevor er als Professor und russischer Offizier hohe Positionen im zarischen Staatsdienst bekleidete.[4]

[3] Rudolf Mumenthaler hat einen informativen, im Wesentlichen nach wie vor gültigen Überblick über die Bestände des RSA vorgelegt: Rudolf Mumenthaler, Das Russlandschweizer-Archiv (RSA). Entstehung und Aufbau, in: 25 Jahre Osteuropa-Abteilung des Historischen Seminars der Universität Zürich 1971–1996, Zürich 1996, S. 37–45.

Eine gekürzte Fassung der Erinnerungen Juons ist auf dem Internet publiziert; Einstieg über: http://www.swr.de/zeitenwende/zeugnisse/1900/juon01.html.

Stefan Rohdewald

Das «Archiv Schweiz–Osteuropa» (ASO) – ein Kurzportrait

Das Archiv Schweiz–Osteuropa am Fachbereich Osteuropa des Historischen Seminars enthält Material zu kulturellen, wirtschaftlichen und vielerlei anderen Kontakten zwischen der Schweiz und Osteuropa. Die Idee zum ASO ist anfangs der neunziger Jahre entstanden, als Christine Gehrig-Straube Materialien, die sie in Zusammenhang mit ihrer Dissertation über die «Nichtbeziehungen» zwischen der Schweiz und der Sowjetunion 1918 bis 1946 zusammengetragen hatte, uns schenkte. Während das ebenfalls in der OEG geführte Russlandschweizer-Archiv (RSA) Quellen zu Schweizern sammelt, die dauerhaft in Russland lebten oder leben, versucht das ASO auch kurzlebigere und damit umso zahlreichere Kontakte zu dokumentieren. Zudem richtet das ASO – als zweiter Unterschied zum RSA – seinen Blick nicht bloss auf Russland, sondern auf ganz Osteuropa. Ausserdem gehören in das Sammlungskonzept auch jene Beziehungen, die Osteuropäer mit der Schweiz geknüpft haben und knüpfen.

Gemäss dem Sammlungskonzept des ASO ist die ganze Bandbreite der früheren und gegenwärtigen Kontakte von Schweizerinnen und Schweizern mit Osteuropa und umgekehrt zu dokumentieren. Selbstverständlich kann diesem weitgesteckten Anspruch im Rahmen unserer Möglichkeiten nur in Ansätzen nachgekommen werden. Inzwischen vermag die Sammlung dem Publikum aber einen ersten Überblick und Einstieg in viele, oft noch der Erforschung harrende Beziehungen zwischen der Schweiz und Osteuropa zu erleichtern.

Zurzeit sind auf der FileMaker Datei 479 Einträge abrufbar. Bei der Suche kann jeweils nach Wörtern aus dem Titel, dem Autorennamen und dem Erscheinungsjahr gesucht werden.

Wege der Sammlung

Wie kommt das ASO zu seinen Archivalien? Bei der Umschau nach Sammlungsgegenständen halten wir unsere Augen so weit offen wie möglich, sind aber jedenfalls auch auf die gespitzten Ohren und Beiträge anderer angewiesen.

Auf der Suche nach entsprechenden Zeitungsartikeln und Hinweisen auf kurze Publikationen oder Flugblätter von Vereinen und Ausstellungen haben sich einige Beziehungen eingespielt. Die Mitgliedschaft in entsprechenden Vereinen sichert solche Kontakte – beispielsweise zum Polenmuseum im Schloss Rapperswil dank dem Verein der Freunde dieser Institution. Andere Zuwendungen ergaben sich aus Forschungsarbeiten von Absolventen der OEG – an erster Stelle ist hier das teilweise noch unbearbeitete Material von Christine Gehrig-Straube zu nennen.

Gleichzeitig freuen wir uns über alle spontanen Meldungen, so über jene von Barbara Hug-Hubatka, die uns freundlicherweise einen Fund von Handwerkern zur Verfügung stellte: In einer Zürcher Altbauwohnung waren diese beim Herausreissen der Kücheneinbauten auf ein um 1943 geschriebenes serbokroatisches Typoskript gestossen,

das den Titel trägt: «Was erwartet die kommunistische Partei von einem Kommunisten?» Neben dieser sehr kurzen Skizze der kommunistischen und bolschewistischen Sache befanden sich auch Matrizen, in denen über den Partisanenkrieg in Jugoslawien berichtet wird, und eine am 1. Mai 1943 in Bern von einer «Schweizer sozialistischen Jugend» an die Kämpfer entsandte Grussbotschaft.

Ebenfalls einer spontanen Zusendung verdanken wir mehrere handgeschriebene Hefte – die Erinnerungen des baltischen Barons Woldemar Uexküll (1860–1942), der 1939 das Rothenthurmer Bürgerrecht erhielt.

Die Reichweite der Sammlung wächst mit ihrer Bekanntheit, und wenn die anschliessende Blütenlese diese erhöhen kann, wäre schon viel erreicht.

Die Materialien: Quellen

Der Natur der unterschiedlichen Kontakte gemäss sind auch die Sammlungsmaterialien sehr verschieden. Abgesehen von den bereits genannten Beispielen ist sicherlich ein Hufeisen speziell zu erwähnen: Laut dem beigelegten Schreiben wurde es in einem Acker bei Niederglatt gefunden. In den Erdgrund geriet es offenbar während einer der Schlachten zwischen französischen und russischen Truppen, die 1799 im Rahmen der Koalitionskriege vor Zürich ausgetragen wurden. Die russischen Truppen – vielfach Kosakenformationen – lagerten mehrere Wochen lang in der Umgebung Zürichs. Dieses Eisen, das seiner Grösse und Form nach als typischer Hufbeschlag eines Kosakenpferdes identifiziert worden zu sein scheint, ist unter die Quellen eingereiht und daher mit der Signatur Q versehen worden.

Zu den Quellen gehören Texte in nicht gedruckter Form, seien es Manuskripte, Typoskripte – der Altbauwohnungsfund trägt die Signatur Q 77. Solche sogenannte Graue Literatur, auch Laserausdrucke mit kleiner Auflage wie Reiseberichte oder Seminararbeiten sowie Fotografien oder eben Gegenstände sind zu den Quellen zu zählen. Materialien, die nicht in Ordnern Platz finden, wie das Eisen und auch die Erinnerungen des Barons, sind in einem einzelnen Karton untergebracht und tragen die Signaturen Q 20001 beziehungsweise Q 10002. Gleich neben ihnen befinden sich ferner etwa die als Typoskript veröffentlichten «Briefe eines kritischen Schweizer Kommunisten» an verschiedene sowjetische Staatsführer von Max Meier (Q 10004).

Die übrigen Quellen finden in der Regel in Sichtmäppchen Platz, die wir in Ordnern sammeln – beispielsweise die Tonbandaufnahme des Interviews von C. Goehrke mit Joseph Ehret (1896–1984) vom 1.6. 1982 (Q 58). Joseph Ehret war 1922 bis 1940 Ordinarius für Germanistik an der Universität Kaunas (Litauen). Auch die umfangreichen Vorarbeiten von Ilda Cani zu einer Untersuchung der schweizerisch-albanischen Beziehungen in der Zwischenkriegszeit fanden hier ihren Platz (Q 73). Fernerhin sind Kopien rechtlicher Dokumente zu Beziehungen der Schweiz mit osteuropäischen Ländern aus anderen Archiven in der Regel als Quellen aufgenommen – so ein Schreiben des Justiz- und Polizei-Departements der schweizerischen Eidgenossenschaft vom 20.7.1881 an den Schweizerischen Bundesrat im Zusammenhang mit der Ausweisung des Anarchisten und

Fürsten Peter Kropotkin. Übrigens sind durchaus Hinweise auf kulturelle Events gefragt – auch aktuellere als das Flugblatt des «Russischen Dramatischen Vereins», das für den 15. Juli 1919 das Stück «Gore ot Uma» von Griboedov im Pfauen-Theater ankündigt.

Publikationen

Alle Arten von Texten, die für eine grössere Öffentlichkeit gedacht sind, die gedruckt und verkauft, verbreitet, versandt wurden, erhalten eine Signatur, die mit Publ beginnt. In dieser Rubrik überwiegen Zeitungsartikel, Magazintexte und wissenschaftliche Aufsätze. Neben einzelnen Nummern von Zeitschriften, etwa einer Ausgabe der «Duna», des schweizerischen «Ungarischen Anzeigers» vom Frühjahr 1991 (Publ 145) werden hier auch abonnierte Bulletins abgelegt, so die Hefte der «Stiftung Jugendaustausch Schweiz – GUS» (Publ 137). Hierhin gehören auch Kopien von Sondernummern in russischer Sprache der von der Schweizer Zentrale für Handelsförderung in Zürich und Lausanne herausgegebenen Zeitschrift «Schweizer Industrie und Handel» der Jahre 1936, 1937 und 1948 – offensichtlich setzten sich trotz der abgebrochenen diplomatischen Beziehungen finanzkräftige Interessenten dauerhaft für den Handel mit der Sowjetunion ein (Publ. 174). Unter den hier abgelegten wissenschaftlichen Aufsätzen befinden sich mehrere, die Schweizern in fremden Diensten auf der Spur gingen – etwa über «Die grossbritannische Schweizer-Legion im Krimkrieg» von Georg Hoffmann (1942; Publ 64) oder zu dem Tagebuch eines St.Galler Offiziers im Heerzug Napoléons 1812 von Karl Schoenenberger 1956 (Publ 82).

Umfangreichere Publikationen, welche nicht in Ordnern aufbewahrt werden können, werden mit den Signaturen Publ 10001ff bezeichnet. In diese Sparte gehören die 1973 publizierten Erinnerungen des Rotkreuzdelegierten Reinhold Wepf, der im Zweiten Weltkrieg die Ostfront erlebte und 1956/57 in Ungarn war (Publ 10001).

Das umfassende Material der Dissertation von Christine Gehrig ist auf die Signaturen Q 10005–Q 10025 verteilt, um den Bestand als Einheit leicht erkennbar zu erhalten. Nicht nur die Kontakte zwischen der Schweiz und der Sowjetunion während der Zeit ohne formelle diplomatische Beziehungen, sondern auch die ersten Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg und die Etablierung solcher Beziehungen sind hier sehr detailliert belegt.

Zeitlich verteilen sich die Materialien recht gleichmässig auf das 20. Jahrhundert. – abgesehen von den 80er und 90er Jahren, auf die allein 45 beziehungsweise 119 Einträge entfallen. Abgesehen von Kopien rechtlicher Dokumente ist das 19. Jahrhundert deutlich weniger stark vertreten. In die Frühe Neuzeit reichen nur wenige Texte, insbesondere Aufsätze von Monika Bankowski.

Geographisch überwiegt die Dokumentation von Beziehungen zu Russland, aber auch Polen, das Baltikum und Südosteuropa sind gut vertreten. Dennoch steht fest, dass aus der Unzahl der Kontakte nur ein (kleiner) Teil ein Echo im ASO gefunden hat.

Es ist aber zu hoffen, dass noch viele weitere Kontakte zwischen Osteuropa und der Schweiz durch nachfolgende Materialien erschlossen werden. Hinweise aller Art werden jedenfalls mit Freude entgegengenommen.

Eva Maeder

Beziehungsgeschichte schafft Beziehungen – ein Sammelband über «Schweizer in St. Petersburg»

Die russisch-schweizerischen Beziehungen bilden eines der zentralen Forschungsgebiete des Zürcher Lehrstuhls für Osteuropäische Geschichte. Nachdem bereits acht schwergewichtige Monographien und eine Quellenedition erschienen sind, versucht ein aktuelles Projekt die Erkenntnisse zu den nach St. Petersburg ausgewanderten Schweizern in einem Sammelband zusammenzuführen. Als Anlass dafür dient das 300. Jubiläum der Gründung St. Petersburgs im Jahre 1703, dessen Geschichte massgebend von Schweizern mitgestaltet wurde. Zwei Jahre vor dem runden Geburtstag hatten zwei russische Historikerinnen unabhängig von einander die Idee, dieses Ereignis mit einer Publikation zu würdigen. Galina Rieder, Philologin und Mitarbeiterin an der Russischen Nationalbibliothek in St. Petersburg, wandte sich mit dem Vorschlag an unseren Zürcher Fachbereich, gemeinsam ein Buch über den Beitrag der Schweizer an der Stadtentwicklung zu verfassen. Interessiert am Projekt, nahm ich mit der Schweizer Honorarkonsulin von St. Petersburg, Madeleine Lüthi, Kontakt auf und erfuhr, dass die Leiterin der internationalen Forschungsgemeinschaft «St. Petersburg–Leningrad», Elena Tarchanova, bereits an einem Buchkonzept arbeite. Dieser Vorschlag, alle relevanten thematischen Bereiche in sieben übergreifenden Kapiteln zu bündeln, liess sich gut mit unseren Vorstellungen vereinbaren.

Gemäss dieser Disposition haben russische und Schweizer Historiker die Resultate langjähriger Forschung auf jeweils wenigen Seiten zusammengefasst. Dadurch soll die Publikationen zu einem schnellen Einstieg in die verzweigte Thematik verhelfen und dem Fachpublikum als Nachschlagewerk dienen. Da sich das Buch an russische wie Schweizer Leser richtet, wird es in zwei Versionen erscheinen, wobei die russischen Beiträge je nach Herkunftsgebiet der porträtierten Persönlichkeiten auf französisch, deutsch oder italienisch übersetzt werden. Diese konsequente Mehrsprachigkeit wie die Zusammensetzung des Herausgeber- und Autorenkollektivs unterscheidet unseren Band von anderen Jubiläumspublikationen.

Elena Tarchanova, die bereits mehrere bilaterale Forschungsprojekte über in Russland tätige Schweizer und Franzosen durchgeführt hat, leitet die Redaktion. Ihr zur Seite steht die Honorarkonsulin und Leiterin des Petersburger «Swiss Center», Madeleine Lüthi. Sie besitzt direkten Zugang zu Stiftungen und Behörden und vertritt das Projekt nach aussen. Auch pendelt sie regelmässig zwischen der Schweiz und St. Petersburg und ermöglicht dadurch die persönliche Kommunikation zwischen den Beteiligten, was auch im E-Mail-Zeitalter die Arbeit wesentlich erleichtert. Das gleiche gilt für mich. Dank meinem Arbeitsplatz in Zürich kann ich die von mir betreuten Schweizer Autoren problemlos erreichen.

Diese Arbeitsteilung scheint sich auch im zweiten Projektjahr zu bewähren. Zur Zeit werden die über 70 fünf- bis zehnseitigen Beiträge in die jeweils andere Sprache übersetzt. Dabei treten Unterschiede in der Methodik und dem wissenschaftlichen Schreibstil von Russen und Schweizern deutlich zutage. Die Übersetzerinnen müssen diese Differenzen ausgleichen und gleichzeitig die Eigenart des Orginaltextes bewahren. Dies führt zu zahlreichen Rückfragen an die Autoren und Herausgeberinnen – über scheinbar nebensächliche Einzelheiten findet so ein reger interkultureller Dialog statt. Dabei zeigt sich, wie gut sich die russische und die schweizerische Forschung ergänzt.

Von den knapp 30 Schweizer Autoren haben sich die meisten seit längerer Zeit mit ihrem Thema beschäftigt. Umso wichtiger scheint es, dass nun – oft zum ersten Mal – die Möglichkeit besteht, die Ergebnisse einer russischen Öffentlichkeit vorzustellen. Daneben arbeiten einige jüngere Historiker mit weitgehend unbekannten Quellen an ganz neuen Themen. Aussergewöhnlich sind die Beiträge von Autoren, die nicht direkt mit einer Universität verbunden sind. So gestattet die Leiterin der Moskauer Abteilung des Zürcher Instituts «Glaube in der 2. Welt» Einblick in ihre Arbeit und erinnert sich ein Architekt an seine Jugend in St. Petersburg.

Das russische Autorenkollektiv zählt über 40 Mitglieder, darunter der renommierte Literaturwissenschaftler Rostislav Danilevskij und der Naturwissenschaftler und Akademiker Evgenij Leman. Die meisten arbeiten in verschiedenen Petersburger Museen, Archiven, Bibliotheken und Stiftungen und betreuen Dokumente und Materialien, die von Schweizern geschaffen wurden. Viele erhielten durch das Publikationsangebot einen direkten Anstoss, die erst wenig bekannten Schätze zu heben. Dieses Engagement wird auch finanziell gewürdigt, erhalten doch die russischen Autoren ein zwar bescheidenes, aber dennoch willkommenes Honorar. So leistet das Projekt in der heutigen wirtschaftlich schwierigen Zeit einen kleinen Beitrag zur russischen Wissenschaftsförderung.

Die finanziellen Mittel für die beiden Bücher, die zu einem günstigen Preis in St. Petersburg gedruckt werden, stammen von verschiedenen Schweizer Institutionen und Stiftungen. Diese Kombination staatlicher und privater Gelder ist im Bereich der Geschichtswissenschaften noch wenig verbreitet. Möglich wurde die konstruktive Lösung dank dem Engagement und dem Beziehungsnetz Madeleine Lüthis. Ausgehend von dieser Publikation lassen sich nun weitere Veranstaltungen wie Ausstellungen, Konferenzen oder thematische Exkursionen durch St. Petersburg organisieren.

Der Inhalt des knapp 400-seitigen, reich bebilderten Bandes ist äusserst vielschichtig und lässt sich nicht in wenigen Zeilen zusammenfassen. Stellvertretend für die zahlreichen Einzelporträts von Schweizer Architekten, Wissenschaftlern, Militärstrategen, Künstlern, Handwerkern, Pädagogen, Theologen und Revolutionären aus drei Jahrhunderten sollen hier die Erinnerungen von Galina Rieder an ihre nach Westrussland ausgewanderten Schweizer Vorfahren zusammengefasst werden. Wohl hat dieser Artikel nur indirekt mit St. Petersburg zu tun und ist deshalb für den Sammelband wenig repräsentativ. Dafür zeigt er, wie sich die Schweizer Präsenz in St. Petersburg/Leningrad auch nach 1917 fortsetzte.

Galina Rieders Grossvater, der Käsermeister Eduard Rieder, wurde 1855 in Interlaken geboren. 1880 sah er sich aus wirtschaftlichen Gründen gezwungen, die Schweiz zu verlassen. In der Zeitung stiess er auf die Anzeige des hohen staatlichen Beamten Rodičev,

der einen Käser für seinen Gutshof im Gouvernement Smolensk suchte. Hier verarbeitete der junge Berner die gutsherrliche Milch auf eigene Rechnung und konnte so in kurzer Zeit einen florierenden Betrieb aufbauen. Mit den Einnahmen finanzierte er unter anderem die Ausreise seines Bruders Emil, der sich im benachbarten Novgoroder Gebiet niederliess. Aus nach Russland ausgewanderten Käser-Familien stammten ebenfalls Rosina Eymann, die früh verstorbene Ehefrau Eduards, und ihre Nachfolgerin, Emilia Dauwalder. Die zehn Kinder aus beiden Ehen wuchsen gemeinsam auf und wurden mehrsprachig erzogen. Schon früh in den elterlichen Betrieb eingebunden, lernten sie die technischen Feinheiten der Käseproduktion wie nebenbei. Somit schien der Lebensweg der Söhne fest vorgegeben, als Weltkrieg und Oktoberrevolution ihr Schicksal in eine unerwartete Richtung wiesen.

Nach 1917 kehrten die Grosseltern und zwei Geschwister in die Schweiz zurück. Rudolf Rieder, einer der jüngsten Söhne Eduards, hingegen versuchte, sich an die neuen Bedingungen anzupassen. Dank seiner Fähigkeit, auch aus minderwertiger Milch guten Käse zu produzieren, gewann Rudolf in einem verstaatlichten Betrieb schnell die Anerkennung von Mitarbeitern und Fachleuten. Das Verhältnis zu den Vorgesetzten und zur Partei blieb jedoch problematisch. Rieder wurde wiederholt grundlos auf schwere Weise bestraft, worunter auch seine Frau und Tochter zu leiden hatten. Öffentlich galt es, sich möglichst gut anzupassen. Nur privat konnte der Familienvater die Erinnerung an die Schweiz wachhalten. Eine wichtige Rolle spielten dabei Gegenstände, die der Grossvater aus dem Heimatland mitgebracht und bei Rudolf zurückgelassen hatte. Leider mussten diese Erbstücke während des Zweiten Weltkrieges gegen Lebensmittel veräussert werden. Im Familienbesitz blieben nur das Hochzeitsgeschenk, eine wertvolle Kuckuksuhr, Schallplatten und Bücher.

Nach dem Tod Rudolf Rieders in den 1960er Jahren liess sich seine Frau mit der Tochter Galina in Leningrad nieder, wo das Ausbildungsangebot besser war. Aus Interesse an der Sprache und Kultur ihrer Vorfahren studierte Galina Germanistik. Nach dem Abschluss des Studiums erhielt sie dank ihren guten Sprachkenntnissen eine Stelle in der Nationalbibliothek, wo sie deutsche Schriften aus dem 16. Jahrhundert betreut. Daneben arbeitet sie seit einigen Jahren in der Bibliothek der protestantischen Gemeinde. Mindestens so viel wie der finanzielle Zustupf bedeutet ihr die Möglichkeit, regelmässig deutsch zu sprechen und sich in einem kulturellen Umfeld zu bewegen, in dem sie sich zu Hause fühlt. Nun kann sie sich auch endlich ungehindert mit der Geschichte ihrer Familie befassen. Doch leider leben in Russland nur noch wenige, entfernte Verwandte und blieben kaum Dokumente erhalten. Dafür gelang es der Russin, mit einer Angehörigen in der Schweiz Kontakt aufzunehmen. Aus dieser Korrespondenz und einem Besuch in der ehemaligen Heimat erfuhr sie endlich mehr über die Vergangenheit ihrer Familie.

An diesem Beispiel zeigt sich, wie durch die Publikation wissenschaftliche und persönliche Kontakte neu geschaffen oder intensiviert werden. Diese Zusammenarbeit ist äusserst fruchtbar. Bei meinen Recherchen über den Petersburger Pfarrer Johannes von Muralt erfuhr ich beispielsweise von Rostislav Danilevskij, dass zu den zahlreichen Bekannten des Schweizers auch Alexander Puškin gehörte. Heinrich Riggenbach und Aleksandr Kalmykov haben sogar einen gemeinsamen Artikel über Elsa Mahler verfasst,

die Gründerin des Slavischen Seminars an der Universität Basel. Somit scheinen wichtige Ziele des Sammelbandes bereits jetzt erfüllt. Die gemeinsame Präsentation russischer und schweizerischer Forschungsresultate bietet Grundlage für neue Untersuchungen – Beziehungsgeschichte bleibt hoffentlich auch nach der Emeritierung Carsten Goehrkes ein wichtiges Thema der Zürcher Forschung.

Anna Staubli-Gumanova

OEG-Raum 283

Im März 1991 las ich in einer Tageszeitung folgende Stellenanzeige: «Das Historische Seminar der Universität Zürich, Abteilung Osteuropäische Geschichte, sucht eine Sekretärin.» Als gebürtige Slowakin, in den Bergen nahe der polnischen Grenze aufgewachsen, besuchte ich in Prešov (Ostslowakei) ein zweisprachiges Gymnasium – slowakisch/russisch – so war ich überzeugt, meine Sprachkenntnisse gut brauchen zu können. Noch am gleichen Tag schrieb ich die Bewerbung, machte mir aber keine grosse Hoffnung, dass ich als «Fremdsprachige» diese Stelle bekommen würde. Ich hatte Glück und wurde zum Vorstellungsgespräch eingeladen. Meine Aufregung war so gross, dass ich kaum ein Wort sprechen konnte und am liebsten weg gelaufen wäre. Dafür war es nun zu spät, Herr Prof. Goehrke erwartete mich bereits und bat mich, ihm zu folgen. Unser Gespräch fand im Zimmer 283 statt. Lange haben wir über dies und jenes diskutiert, über Aufgaben, Anforderungen, die man an mich stellte usw. Die Bibliothek mit den vielen interessanten Bücher verzauberte mich von Anfang an, bald fühlte ich mich hier wie zu Hause. Beeindruckt war ich von der freundlichen, entspannten und ungezwungenen Atmosphäre während des Gesprächs. Die Zeit verging im Nu, und ich hatte ein so gutes Gefühl, dass ich meine Bedenken und Zweifel beiseite legen konnte und genau wusste: Hier würde ich mich wohl fühlen. Das Zimmer 283 hat mir Glück gebracht, und nun arbeite ich seit dem 1. August 1991 hier. Mein Büro ist zum Zentrum des «OEG-Lebens» geworden, hier kreuzen sich alle Wege, die in die Bibliothek, zu den Assistenten oder zu Prof. Goehrke führen.

Ich fing damals mitten in den Semesterferien an zu arbeiten, deswegen war der Anfang schwer. Zurückblickend muss ich zugeben, dass es gut so war, ich musste Eigeninitiative entwickeln, um mich am Arbeitsplatz sowie im Unigebäude allein zurecht zu finden. Mit dem Semesterbeginn kehrte das Leben ins Haus zurück, und es erschienen auch Studierende, die Veranstaltungen im Rahmen der OEG besuchen wollten. Mit der Zeit wuchs ich ins OEG-Team hinein, in welchem gegenseitige Achtung, Vertrauen und Schätzung der Arbeit jedes Einzelnen gross geschrieben werden. Hie und da gab es Momente, wo ich an meine vorherige Arbeitsstelle zurückdachte und feststellen musste, dass es einfacher ist, mit Zahlen zu jonglieren als mit Studierenden – Menschen solch verschiedener Charaktere – zu arbeiten. Mit ein paar Zeilen versuche ich, meinen 7-stündigen Arbeitstag zu beschreiben. Wie schon erwähnt, wir sind in der glücklichen Lage, eine Präsenzbibliothek zu besitzen. Der Eingang führt durch mein Büro, darum arbeiten wir nach festen Öffnungszeiten. Meine ersten Schritte morgens gelten dem Computer und dem Drucker, die zuerst gestartet werden. Dann prüfe und lese ich neu angekommene e-mails durch, drucke sie aus und leite sie an Prof. Goehrke weiter. Post wird geholt, sortiert und verteilt. Was in meiner Kompetenz liegt, erledige ich sofort, den Rest verteile ich an die Empfänger. Kurz nach 9 Uhr erscheinen die ersten Studierenden. Die einen halb verschlafen, die anderen mit einem Becher Kaffee oder einem angeknabberten Gipfel in der Hand. Zum guten Glück steht ein runder Tisch im Zimmer, hier können sie zuerst (in aller Ruhe) das Frühstück beenden und danach mit der Arbeit beginnen oder

in der Bibliothek nach Büchern und anderen Materialien suchen. Viele der Bibliotheksbenützerinnen und -benützer kennen sich bereits aus, andere brauchen Hilfe. Leihscheine müssen ausgefüllt und mit der Signatur verglichen werden. Immer wieder blättere ich Bücher durch, um festzustellen, ob jemand seine künstlerischen Fähigkeiten in Form von modernen Zeichnungen und Kritzeleien ausleben wollte und das Buch mit einem Zeichnungsblatt verwechselt hat. Den ‹Täter› entlarvt man selten, deshalb versuche ich, diese «Kunstwerke» zu vernichten und ev. Schäden zu reparieren. Jemand ruft mich, er kann ein wichtiges Buch, das er dringend braucht, nicht finden. In der Hoffnung, dass das Buch ausgeliehen wurde, schaue ich in der Kartei, im Apparat und auf den Arbeitspulten der Assistenten nach. Viele Bücher werden mitgenommen, ohne dass ein Leihschein ausgefüllt wird, und – leider – vergessen viele immer öfters, sie zurück zu bringen. Bücher, die zurückgebracht wurden, kontrolliere ich genau und erst dann versorge ich sie. Die Apparate der Veranstaltungen befinden sich hier im Büro und werden rege benutzt. Dementsprechend herrscht an manchen Tagen ein Durcheinander und es ist schwierig, sich auf gewisse Sachen zu konzentrieren. Darum verlege ich wichtigste Schreibarbeiten usw. auf einen späteren Zeitpunkt; gegen Abend wird es allmählich ruhiger. Mein Zimmer ist nicht nur Arbeits- und Warteraum, sondern auch eine Anlaufstelle für den ‹kleinen Kummer›. Vor allem ausländischen Gaststudierenden, die sich in der Fremde oft verloren fühlen, kommen meine Sprachkenntnisse und meine Gegenwart gelegen. Hier kann ich meine Herkunft nutzen, indem ich Verständnis für die ‹Osteuropäische Seele› aufbringen, mitfühlen und bei Sorgen und Schwierigkeiten helfen kann. Dies können nur diejenigen, die die gleiche Sprache sprechen. Oft braucht es nur wenig, ein aufmunterndes Wort, ein Tipp, Rat, und die Welt sieht gleich anders aus. Überhaupt, das Wichtigste für mich ist, dass sich alle jungen Menschen, die in mein Büro kommen, wohl fühlen.

Um dem Lärm des Hauses zu entfliehen, nutze ich die Mittagspause, indem ich ein ruhiges Plätzchen suche, meditieren gehe, im nahe gelegenen Park spaziere oder von der Polyterrasse her den wunderbaren Blick auf die faszinierende Stadt geniesse. Wieder im Büro angelangt, klingelt das Telefon. Jemand ist krank geworden und will sich für eine Veranstaltung entschuldigen oder jemand möchte sich für die Sprechstunde anmelden. Oft sind es Auswärtige, die auf der Suche nach einem bestimmten Buch bei uns landen, oder sich über die gegenwärtigen Veranstaltungen in der OEG informieren wollen. Korrespondenz und ein Stapel voll Bücher warten immer noch, um erledigt zu werden. Die wichtigsten Sachen, die mit der Unterschrift von Herrn Professor versehen werden müssen, erledige ich nach Möglichkeit sofort und bringe sie gleich auf die Post. Danach kann ich mich anderweitiger Arbeit widmen. In unserem internen Schaukasten werden die aktuellsten sowie langfristige Veranstaltungen oder z.B. Gastvorträge ausgehängt, somit können sich Interessenten immer über alle Neuigkeiten informieren. Unterlagen für Vorlesungen und andere Veranstaltungen müssen vorbereitet, kopiert, sortiert, weiter geleitet werden usw. Nach wie vor meine ‹grosse Liebe› aber gehört der Bibliothek. Jeden Tag gehe ich durch die Büchergestelle, nehme ein paar Bücher raus, schaue sie an und versuche vor allem ältere, für uns wertvolle Bücher zu reparieren. Genauso kontrolliere ich in regelmässigen Abständen die Ausleihkartei und falls notwendig verschicke ich Mahnungen. Während des Semesters trifft sich die ganze Abteilung jeden Mittwoch (ein

stressiger Tag!) zu einem gemütlichen Höck. Bei Tee und Gipfel tauschen wir Neuigkeiten und Gedanken aus, bringen unsere Anliegen vor, diskutieren über die Vorkommnisse der letzten Tage und besprechen, welche neu erschienenen Bücher wir bestellen möchten. Nur zu schnell ist der Tag vorüber. Ein Blick zurück, noch einmal, nachschauen, ob alle Geräte abgestellt, alle Türe abgeschlossen sind, und dann auf den Bahnhof rennen.

Was an meiner Arbeit so interessant ist? Die gegenseitige Achtung und freundschaftliche Zusammenarbeit unter allen OEG-Mitarbeitern ist einzigartig, das möchte ich nicht mehr missen. Kein Tag gleicht dem anderen. Hier ist immer etwas los, es ist nie langweilig. Mit jungen Menschen, unserer Zukunft, zu arbeiten, ist doch sehr schön. Und gerade deshalb freue ich mich – genauso wie damals – auf den nächsten Arbeitstag in ‹meinem› Büro 283.

Carsten Goehrke

Reise in drei Lebenswelten des 20. Jahrhunderts am Jenissei – zum Zweiten

Im Anflug auf Norilsk, 28. August 2000, frühmorgens. Ziemlich steil stösst unser Flugzeug durch die tiefhängenden Wolken und biegt in einer beängstigend engen Kurve in die Landungsgerade ein. Kurzes, leeres Schlucken, weil der Erdboden schon so nah ist, dann setzen wir etwas hart auf der Rollbahn auf. Das Flugfeld ist fast völlig leer, als wir unmittelbar vor dem schäbigen Empfangsgebäude die Maschine verlassen. Zwei Grad über Null, die nordsibirische Tundra empfängt uns mit leichtem Schneetreiben. Nach Dudinka am Unterlauf des Jenissei, wo uns unser Schiff, die *Anton Tschechow,* erwartet, sind es noch anderthalb Stunden mit klapprigen Bussen auf holpriger Strasse. Damals wussten wir noch nicht, dass wir den vorerst letzten Einsatz der *Anton Tschechow* für eine Schweizer Tourismusorganisation miterleben sollten. Für die Saison 2001 wurde die Jenisseireise in der Schweiz nicht mehr angeboten.

So begann der eigentliche, der sibirische, Teil der bis dahin weitesten gemeinsamen Exkursion, zu der sich der Fachbereich Osteuropa des Historischen Seminars und das Slavische Seminar unserer Universität zusammengetan und die sie während des vorhergehenden Sommersemesters in einem gemeinsamen Kolloquium vorbereitet hatten. Mit von der Partie waren die drei Professoren Carsten Goehrke, Jochen-Ulrich Peters und Daniel Weiss, die Russischlektoren Olga Burenina und Wladimir Bitter sowie sechzehn Studierende.

Den ganzen 27. August hatten wir unter wolkenlosem Himmel das hochsommerlich warme Moskau durchstreift, bevor wir das Nachtflugzeug nach Norilsk bestiegen. Auf der *Tschechow* verbrachten wir die folgenden acht Tage. Das Schiff führte uns von Dudinka zunächst stromabwärts bis nach Ust Port, dem letzten Dorf südlich des langgestreckten Trichters, mit dem der Jenissei in das Eismeer mündet. Von dort aus ging es dann in umgekehrter Richtung über 2200 Kilometer stromaufwärts bis nach Krasnojarsk. In der Nacht vom 5. auf den 6. September nahm uns dort das Flugzeug wieder auf und spedierte uns mit einem nebelbedingten unvorhergesehenen Zwischenhalt in Nischni Nowgorod wieder nach Moskau zurück.

Die Flussreise mit der *Tschechow* entsprach – allerdings in umgekehrter Richtung, ohne den Abstecher nach Ust Port und mit teilweise anderen Zwischenhalten – jener, die meine Frau und ich sieben Jahre zuvor zur gleichen Jahreszeit bereits einmal unternommen hatten und der ich meinen Bericht «Reise in drei Lebenswelten des 20. Jahrhunderts am Jenissei» gewidmet habe[1]. Die drei Lebenswelten – das waren die Zarenzeit, die Stalinzeit und das Russland der damaligen Gegenwart. Im Spätsommer des Jahres 2000 war

[1] In: Nada Boškovska, Carsten Goehrke, Caspar Heer, Anna Pia Maissen (Hg.): Zwischen Adria und Jenissei. Reisen in die Vergangenheit. Werner G. Zimmermann zum 70. Geburtstag. Zürich 1995, S. 57–126.

auch diese Gegenwart wieder sieben Jahre älter geworden. Lag es da für einen Historiker nicht nahe, beim zweiten Augenschein genau hinzuschauen und im Rückblick zu vergleichen, was sich während dieser sieben Jahre verändert hatte?

Dudinka

Im Hafen werden immer noch die mit einer Stichbahn von Norilsk herangeschafften Erzeugnisse der Buntmetallgruben auf Hochseeschiffe umgeschlagen. Aber ich habe den Eindruck, dass es sehr viel weniger Schiffe sind als vor sieben Jahren. Kaum ein Kran bewegt sich, dabei geht die Schifffahrtssaison doch bald zu Ende. Die *Tschechow* liegt ausserhalb des Industriehafens an einem schwimmenden Stationsponton. Neben uns schiebt sich der Zweidecker *Ippolitow-Iwanow,* der neben Passagieren auch andere kostbare Fracht aus dem Süden geladen hat: Auf den Umgängen am Heck stapeln sich Säcke voller Kohl und Kistenberge mit Kartoffeln. Die Wintervorräte für die Stadt rollen an und werden von Gruppen junger Männer in drei Lastwagen verladen, die am Strand warten. Das Oberdeck der *Ippolitow-Iwanow* ist vollgestopft mit gebrauchten Personenwagen, deren Rechtssteuerung verrät, woher sie kommen: aus Japan. Ein Milizionär, der die Autos offenbar registrieren will, zwängt sich zwischen ihnen hindurch, und die Besitzer, darunter erstaunlich viele Eingeborene, gestikulieren auf ihn ein. Der Aktionsradius eines Autofahrers beschränkt sich hier oben nördlich des Polarkreises allerdings auf die beiden Städte Dudinka und Norilsk und die 90 Kilometer lange Strasse, die beide verbindet. Ein eigentliches Strassennetz beginnt erst mehr als anderthalb tausend Kilometer weiter im Süden. Wer es sich leisten kann, nutzt das Auto daher hier oben im Norden offenbar vor allem als Statussymbol.

Die neueren Häuserblocks in der Stadt strahlen immer noch in leuchtenden Farben, um das fehlende Grün der Bäume zu ersetzen. Doch viele Wohnungen stehen leer. Ein Bautrupp ist damit beschäftigt, einen älteren Wohnblock, den das Bodenfliessen auf dem Permafrost ins Wanken gebracht hat, einzureissen. Dafür wächst an der flussseitigen Kante des Hauptplatzes ein Kirchlein in die Höhe – just schräg gegenüber der grün gestrichenen Post, dem im Neo-Empirestil lila-weiss prunkenden Kulturhaus und dem Lenindenkmal. Das Kirchlein steht vermutlich dort, wo Fritjof Nansen 1913 die damalige hölzerne Kapelle von Dudinskoje gesehen hat. Klinkerbauweise, Ziermauerwerk und Kupferbeschläge des Glockenturmes verraten, dass hier einiges Geld fliesst, um Gott in diese lange Zeit gottlose Stadt zurückzuholen. Als Unterpfand für eine glücklichere Zukunft?

Ust Port

Hier sind wir am Ende der Welt. Die *Tschechow* ist einen halben Kilometer vom Strand entfernt vor Anker gegangen. Wer an Land will, muss ins Boot. Das Dorf liegt grau und geduckt auf dem östlichen Hochufer des Jenissei. Kein Baum, kein Strauch ist zu sehen. Vor dem Strand ragt der rostige Bug eines untergegangenen Fischkutters aus dem Wasser.

Als die Siedlung 1929 gegründet wurde, hielt der erste Fünfjahrplan – wie der sprechende Name Ust Port («Mündungshafen») verrät – für sie eine grosse Zukunft bereit.

Dort sollte der Hauptumschlagplatz zwischen Fluss- und Seeschifffahrt entstehen. Doch schon zehn Jahre später begann das gut hundert Kilometer stromauf gelegene Dudinka diesem Projekt den Rang abzulaufen, weil es als Hafen für das nunmehr von GULAG-Armeen aus dem Boden gestampfte Norilsk günstiger gelegen war. Stattdessen lebten die Dorfbewohner von einer Fischkonservenfabrik und einem grossen Pelztierkolchos. Beides rentierte nach dem Ende der Planwirtschaft nicht mehr. Als letztes wurde 1998 die Pelztierzucht aufgegeben. Über mehr als einen Hektar erstrecken sich die leeren Holzkäfige.

Wovon leben die Menschen jetzt? Das Dorf zählt noch 300 Einwohner. Registriert sind ferner etwa ebensoviele Eingeborene, vor allem Nenzen, die grossenteils als Jäger oder Rentiernomaden unterwegs sind. Sergei, der junge russische Chefreiseleiter, der die Entwicklung während der letzten Jahre verfolgen konnte, sagt, die Abwanderung sei sehr stark, und er rechne damit, dass das Dorf auf längere Sicht eingehen werde. Die Menschen lebten nur noch von der Hand in den Mund, d.h. von Fischerei und Jagd.

Beim Gang durch das Dorf krampft sich einem das Herz zusammen. Noch nie in meinem Leben habe ich Menschen unter so erbärmlichen Bedingungen leben sehen. Nicht wenige Häuser stehen leer, bei anderen sind die Fenster ohne Scheiben, dafür mit Plastikfolien bespannt. Um die Häuser herum ist auch nicht der Anflug eines Gartens zu sehen. Die Strassen glänzen schwarz, weil sie mit Kohlengrus befestigt sind. Vor der steinernen Krankenhausbaracke lagert ein riesiger Haufen Kohle, der Heizvorrat für den Winter. Doch selbst hier präsentiert ein Mann stolz das gängige sibirische Transportmittel – das Beiwagenmotorrad mit Lastpritsche. Und es gibt noch Kinder, die fröhlich schwatzend auf einer Bank sitzen und sich über die Fremden lustig machen. Früher haben im Dorf noch wolgadeutsche Familien gelebt, die 1941 von Stalin nach Sibirien deportiert worden waren. Doch der letzte Wolgadeutsche ist 1999 gestorben.

Etwa anderthalb Stunden wandern wir unter Führung eines Dorflehrers aus dem Volk der Nenzen durch die Tundra. Da es im Sommer aussergewöhnlich wenig geregnet hat, ist der Boden erstaunlich trittfest. Sumpfige Stellen können wir umgehen. In der Luft liegt ein stechend-bitterer Geruch, nicht so süsslich wie in der mediterranen Macchie, aber ähnlich, denn auch nicht wenige subpolare Gewächse sondern ätherische Öle ab. Grüne, gelbe, rötliche Moose und Rentierflechten bilden dicke Polster. Zwergbirken und Zwergsalweiden streifen unser Knie. An einer Stelle graben wir ein Loch in den Boden, um die Tiefe des Permafrostes zu messen. Normalerweise stösst man auf ihn schon nach dreissig Zentimetern, aber wegen des relativ warmen und trockenen Sommers erreichen wir die ewige Gefrornis diesmal erst bei sechzig Zentimetern.

Querab Igarka

Igarka mit seinen über einen ganzen Quadratkilometer sich ausdehnenden Holzlagern war noch vor sieben Jahren der wichtigste Umschlagplatz von Holz und Holzprodukten von der Fluss- auf die Seeschifffahrt gewesen, denn bis hierhin bietet der Unterlauf des Jenissei genügend Tiefgang für Interkontinentalfrachter. Doch seit mit dem Übergang zur Marktwirtschaft der Handel schrumpft, hat Igarka seine Umschlagfunktion an das

viel weiter im Süden gelegene Lesosibirsk verloren. Dieses ist seinerseits auf die Transsibirische Eisenbahn ausgerichtet, die den Jenissei bei Krasnojarsk quert. Daher verödet Igarka rapide. Nach Auskunft von Ljudmila, die unserer Gruppe als Reiseleiterin zugeteilt ist und als Germanistikdozentin an der Universität Krasnojarsk arbeitet, zählt die Stadt heute nur noch 5000 Einwohner. Schon 1993 war sie von 20 000, die sie noch drei Jahre zuvor beherbergt hatte, auf 16 000 geschrumpft.

Ist das der Grund, warum wir in Igarka nicht anlegen? Schämt man sich, Ausländern eine Stadt zu zeigen, die sich im freien Fall befindet? Der Schweizer Chefmanager an Bord behauptet auf meine diesbezügliche Frage, rein finanzielle Gründe hätten den Ausschlag gegeben. Die Frostbodenstation in Igarka, deren unterirdische Kaverne uns vor sieben Jahren einen direkten Augenschein des scherbigen und mit Eislinsen durchsetzten Bodenprofils erlaubt hatte, habe ihre Eintrittspreise derart massiv erhöht, dass man sie durch «Nichtbeachtung» dafür bestrafen wolle. Wie auch immer, ich hätte gerne gewusst, ob die Wohnblöcke aus den sechziger Jahren, die wegen des Bodenfliessens 1993 bereits am Zusammenbrechen waren und die ich damals fotografiert hatte, noch stehen oder ob sie schon zu Trümmerhaufen zerfallen sind.

Turuchansk

Das Städtchen an der Mündung der Unteren Tunguska in den Jenissei, das vor dem Ersten Weltkrieg noch Monastyrskoje hiess und dessen Polizeimeister bis 1916 für so prominente Verbannte wie Swerdlow und Stalin zuständig gewesen war, macht den gleichen verschlafenen Eindruck wie 1993. Am Schiffsanleger empfängt uns ein untersetzter, nahezu zahnloser Alter mit wettergegerbtem Gesicht, Schnapsnase und struppigem Bart: Ein Wolgadeutscher, der mit den Besuchern in seiner Muttersprache reden möchte. Aber ist das noch seine Muttersprache, diese Mischung aus Kolonistendialekt, Hochdeutsch und Russisch? Diese Generation, der Stalin ihre Identität geraubt hat, stirbt jetzt allmählich aus.

Ich möchte wissen, was aus der Kirche geworden ist, deren in sowjetischer Zeit als Lagerhaus genutzte Rudimente vor sieben Jahren den Gläubigen gerade erst wieder zur Verfügung gestellt worden waren. Zur Zeit unseres damaligen Besuches war die Kirche geschlossen gewesen. Diesmal haben wir Glück. Nicht nur findet sich das Gelände um das Gotteshaus nunmehr von einem freundlichen Holzzaun eingehagt und der Vorplatz liebevoll mit Blumen bepflanzt, sondern die rechte Hälfte des Gebäudes, die für den Gottesdienst genutzt wird, ist auch geöffnet. Ein bärtiger junger Mann gibt Auskunft, verkauft Kerzen und geistliche Schriften. Das Kircheninnere wird von der Sonne erleuchtet und strahlt hell.

Im Nebenraum sollen sich auch die Gebeine des Hl. Wassili von Mangaseja wieder befinden, die der Kirche früher ihre überregionale Bedeutung verliehen haben. Sollte es tatsächlich so gewesen sein, dass Gläubige die Reliquien über viele Jahrzehnte hinweg vor den Bolschewiki verstecken konnten?

Im GULAG

Zwei grosse, orangerot gestrichene Feuerwehrhelikopter landen laut röhrend auf einer breiten Kiesbank an der Mündung der Tunguska. Sie nehmen je zwanzig Passagiere auf, um sie auf eine der Inseln des Archipels GULAG zu fliegen. Unser Ziel ist eines der vielen kleinen Lager, welche die Trasse der Nordpolarbahn säumten, die Stalin von 1949 bis zu seinem Tode 1953 auf der Höhe des Polarkreises zwischen Ob und Jenissei bauen liess. Vielen von uns fällt das Herz in die Hose, als sie die verrussten Mühlen von innen sehen: lose Kabel, mit Klebband notdürftig umwickelt, nach hinten zur Ladeluke hin klaffende Spalten in der Verkleidung und ein Lärm, der jede Unterhaltung fast unmöglich macht.

Wir fliegen etwa drei Viertelstunden nach Nordwesten. Unter uns dehnt sich die Waldtundra: ein Wechsel von Waldstücken mit offenen Sumpf- und Moorflächen, durchsetzt mit Weihern und kleinen Seen. Lärchen und Birken beginnen sich bereits herbstlich zu verfärben, und ein leuchtend rot flammender Espenhain mischt einen Hauch von *indian summer* unter das Landschaftsbild. Als ein Flüsschen in Sicht kommt, gehen wir tiefer. Unter uns dehnt sich lichter Wald. Wo sollen wir da landen, ohne dass es uns die Rotorblätter zerreisst? Wir brauchen zum Landen eine kahle Anhöhe, welche die Rotorblätter über die Baumwipfel hebt. Der Kopilot öffnet die Ausstiegsluke und hängt sich weit hinaus, um nach unten spähen zu können. Dann dirigiert er über Sprechfunk den Piloten zum vorgesehenen Landeplatz unter uns – einer beim Bahnbau künstlich aufgeschütteten Erdrampe, welche die Bahntrasse bis zur Flussbrücke andacht. Die hölzerne Eisenbahnbrücke über den Fluss ist durch das Bodenfliessen völlig verzogen und verschoben. Zentimetergenau zapfen die Stützräder des Helikopters in zwei mit Brettern ausgekleidete Haltelöcher auf der Rampe ein. Wenn der Pilot sie nicht getroffen hätte, wäre der Helikopter seitlich die Böschung hinuntergestürzt, so schmal ist der Bahndamm. Glücklicherweise bemerken wir das erst beim Aussteigen.

Das ehemalige Lager jener Baubrigade, die diesen Streckenabschnitt der Eisenbahn zu erstellen hatte, liegt nicht weit entfernt, unmittelbar neben dem Bahndamm. Wie einer unserer Exkursionsteilnehmer, Arthur W. Glättli, mit seinem Satellitennavigationsgerät ermittelt, befindet sich das Lager auf 66 Grad und 14,3 Minuten nördlicher Breite und 85 Grad und 52,8 Minuten östlicher Länge. Gleise sind nicht mehr zu sehen, sie wurden nach Stalins Tod und der Aufgabe des Bahnprojekts abmontiert und für den Bau des einzigen in Betrieb genommenen Abschnitts der Nordpolarbahn verwendet – der Strecke von Dudinka nach Norilsk. Die Schienenschwellen hat man liegen lassen. Sie zeichnen sich als quaderförmige, von bunten Flechten und von Pilzen zerfressene schwarze Humusstreifen noch deutlich auf dem Damm ab.

Das Lagergelände ist heute von scheinbar jungem, lichtem Kiefern- und Birkenwald überwachsen. Da das Lager 1953 aufgegeben wurde, ist der Wald in Wirklichkeit aber schon fast ein halbes Jahrhundert alt. Dieses verlangsamte Wachstum hängt mit der kurzen Vegetationsperiode und dem Permafrostboden zusammen, der hier wohl in höchstens einem Meter Tiefe zu erwarten ist. Darum sind auch die Baulichkeiten im allgemeinen recht gut konserviert, nur die Bodenbewegungen haben einige Lagerbaracken in Schief-

lage gebracht oder gar völlig zusammenstürzen lassen. Auch der Lehmbewurf von den hölzernen Barackenwänden ist grösstenteils abgeplatzt.

Stacheldrahtzaun, Wachtürme, Telefonmasten sind noch vorhanden. Aber Wald und Unterwuchs aus Stauden, Gräsern und Sträuchern mildern den Schrecken des GULAG, den wir in unserer Erwartung mitgebracht haben. Auch wenn die Vergangenheit in ihren Einzelheiten mit Händen zu greifen ist, wenn man in die Baracken hineingeht und etwa über ein paar ausgetretene Filzlatschen stolpert – sie scheint wie in einer Art Naturmuseum erstarrt zu sein.

Die früheren Funktionen der einzelnen Baulichkeiten sind unschwer zu erkennen: Hier die Lagerbäckerei, dort das Badehaus – noch mit einem Holzzuber auf dem Dach und einem Zinkeimer vor der Türe. Hier das Klubhaus mit «roter Ecke» und gemaltem Ölfries an den Wänden, dort die Verwaltung mit dem berüchtigten Schalter in einer hölzernen Wand, vor dem man anstehen musste; und hinter dem Schalter heute Staub, Dreck und über den ganzen Boden Unmassen an Papieren verstreut – keine wichtigen Dokumente, sondern Routinekram, Lohnquittungen. Trotzdem wäre das für die Geschichtswissenschaft eine interessante Quellengattung, weil sie die Namen der Inhaftierten erschlösse. Nicht an jeder Schlafpritsche hat sich nämlich ihr früherer Bewohner verewigt wie an jener des Koleschow, Wladimir Petrowitsch. Auch das Lagergefängnis – Gefängnis im Gefängnis – lässt sich an den vergitterten Fenstern unschwer ausmachen. Um ausserhalb der Umzäunung noch nach dem Friedhof zu suchen, haben wir leider keine Zeit.

Wir kehren zum Helikopter zurück. Auch die Piloten kommen aus dem Wald – mit Eimern voller Pilzen. Wo einstmals Angst, Schweiss und Tod ihr Regiment geführt haben, spriesst heute neues Leben.

Als wir abheben und auf einer anderen Route zurückfliegen, sehen wir durchs Bullauge, wie unter uns die Schneise der früheren Bahntrasse, den waldbestandenen trockeneren Bodenrücken folgend, sich in grossen Schwüngen durch die Landschaft zieht. Gelegentlich kommt eine Brücke in Sicht, verbogen oder schon eingestürzt. Was hätte der Unterhalt dieser Bahn wohl gekostet, wenn sie das Stadium des Werkverkehrs hinter sich gelassen und tatsächlich in regulären Betrieb gegangen wäre?

Jarzewo

Schon zwei Drittel des Flussweges von Ust Port nach Krasnojarsk haben wir zurückgelegt und die Einmündung der Steinigen Tunguska in den Jenissei passiert, als wir Jarzewo erreichen. Mit 3.000 Einwohnern ist es ein für die Zone der Mittleren Taiga respektables Dorf. Daher müssen wir auch nicht ausbooten, sondern können an einem Stationsponton anlegen. Auf dem westlichen Hochufer des Jenissei reihen sich die teilweise schmucken Holzhäuser locker über eine grössere, von einem gitterförmigen Netz breiter Strassen durchzogene Fläche. Im Unterschied zu Ust Port gibt es hier kein Haus ohne Gemüsegarten.

Gelegentlich rattert ein Traktor durch die Strassen – kein schwerer Raupen-, sondern ein Rädertraktor. Landwirtschaft ist in Jarzewo bereits möglich. Aber auch vereinzelte

Das «OEG-Team» im Dezember 2001: Von links Carsten Goehrke, Zsuzsanna Kovács, Anna Staubli, Eva Maeder, Gabriele Scheidegger, Peter Collmer, Arié Malz (Foto: Christian Koller)

Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Sibirienexkursion vom August/September 2000 auf dem Sonnendeck der Anton Tschechow (Fotos 2–16: Carsten Goehrke)

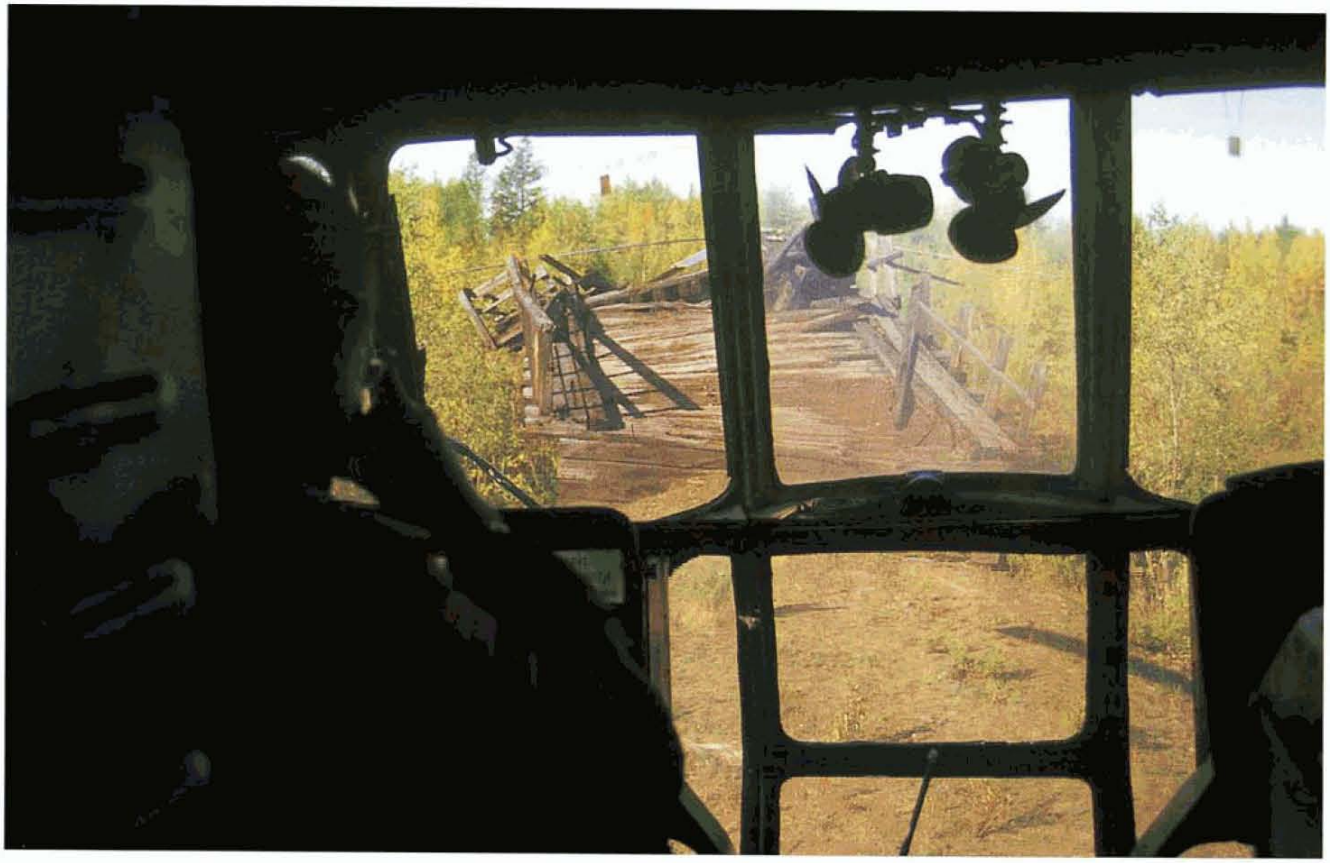
Haus in Ust Port an der Jenisseimündung

Unterer Jenissei: Ausbooten bei Peschtschany zu einer Wanderung durch die Waldtundra

Der Jenissei nördlich des Polarkreises bei Peschtschany, gegenüber Igarka

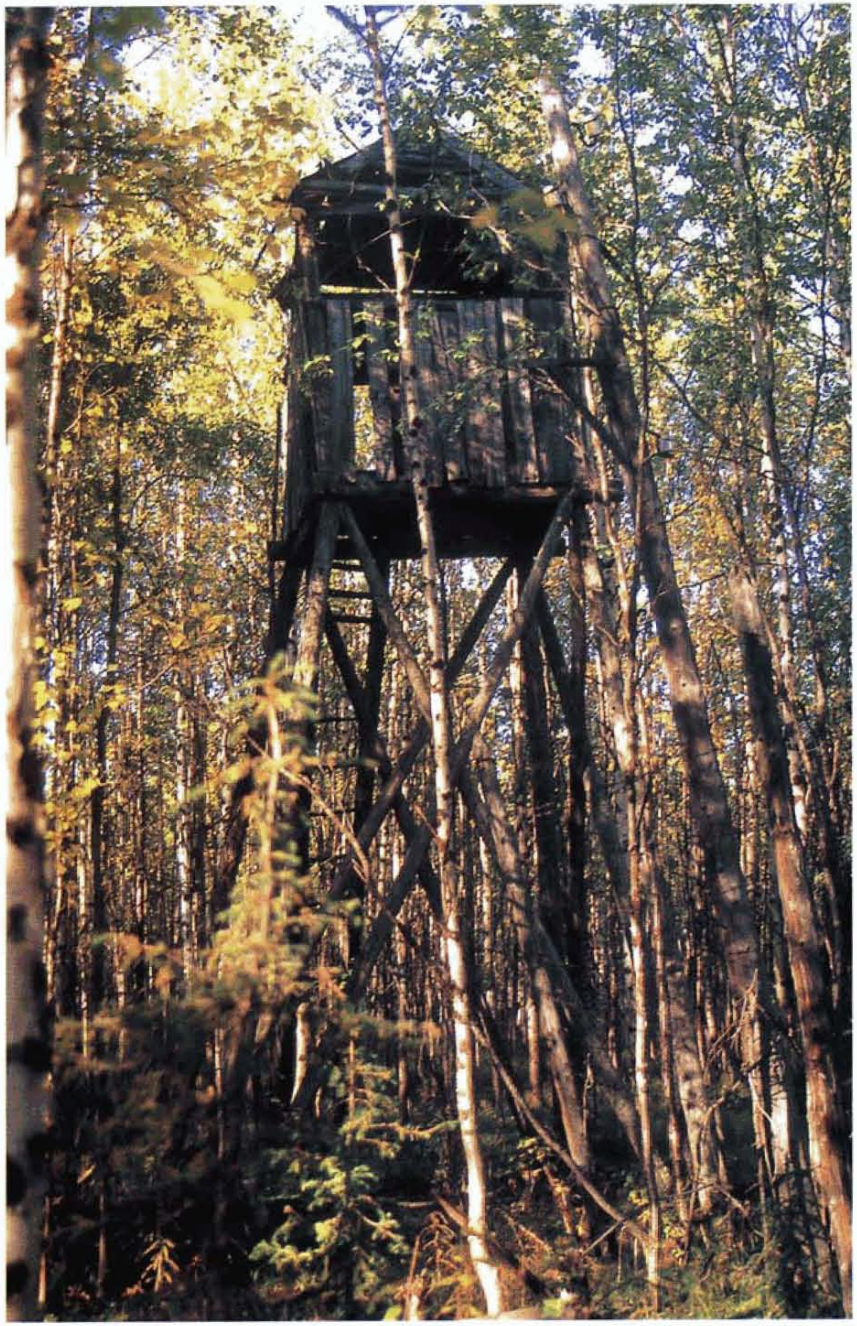
Am mittleren Jenissei: Ausbooten bei Komsa zu einer Wanderung durch die Taiga, abgebrochen wegen aufkommenden Sturms

Flug in den GULAG: Landung unserer beiden Feuerwehrhelikopter auf einer Brückenrampe der «Toten Eisenbahn» unter dem Polarkreis, eine dreiviertel Flugstunde nordwestlich Turuchansk

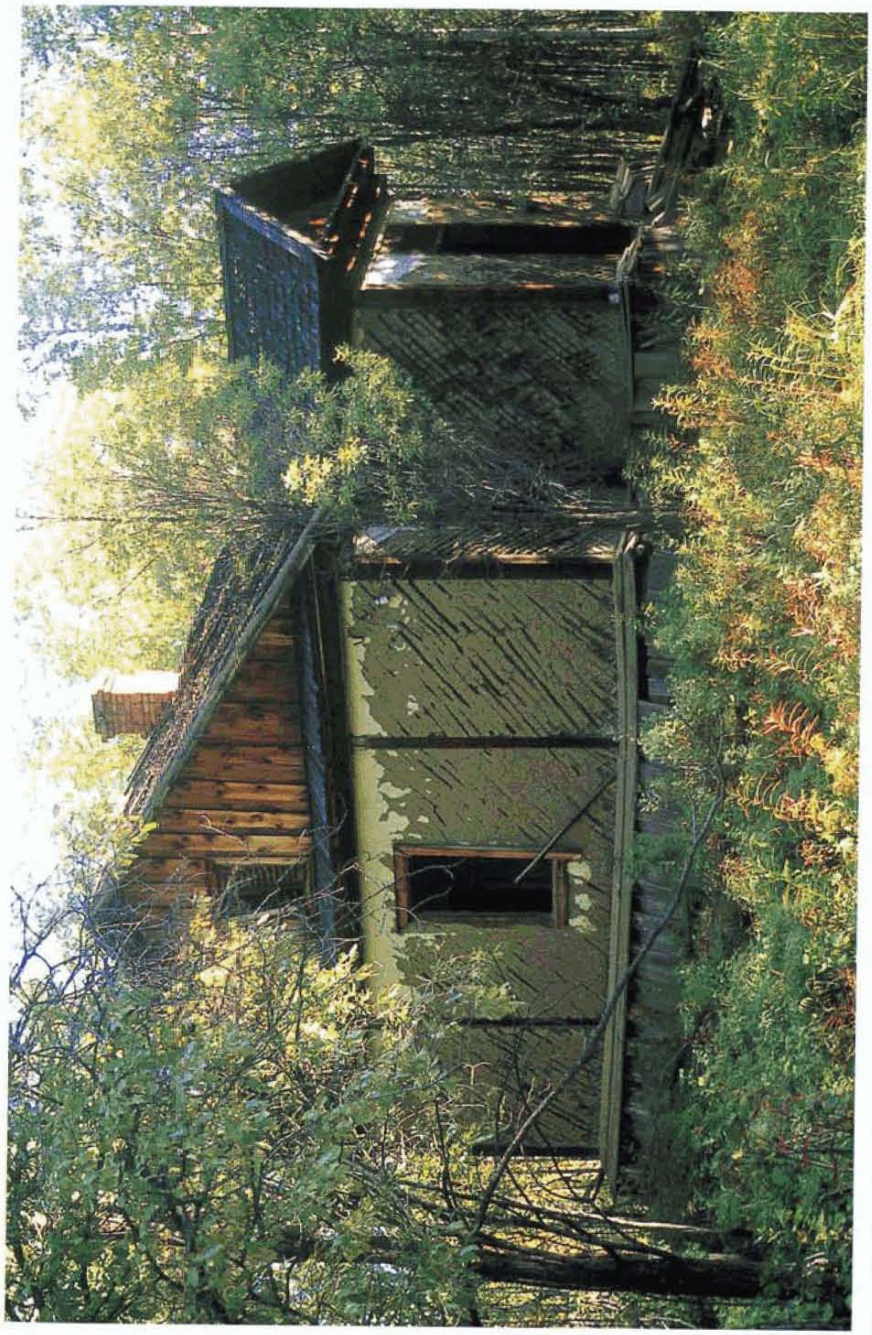


Die vom Bodenfliessen verzogene hölzerne Eisenbahnbrücke aus dem Jahre 1952

Hier fährt kein Zug mehr!



Ein Lagerwachturm, eingewachsen in fast fünfzigjährigen Jungwald



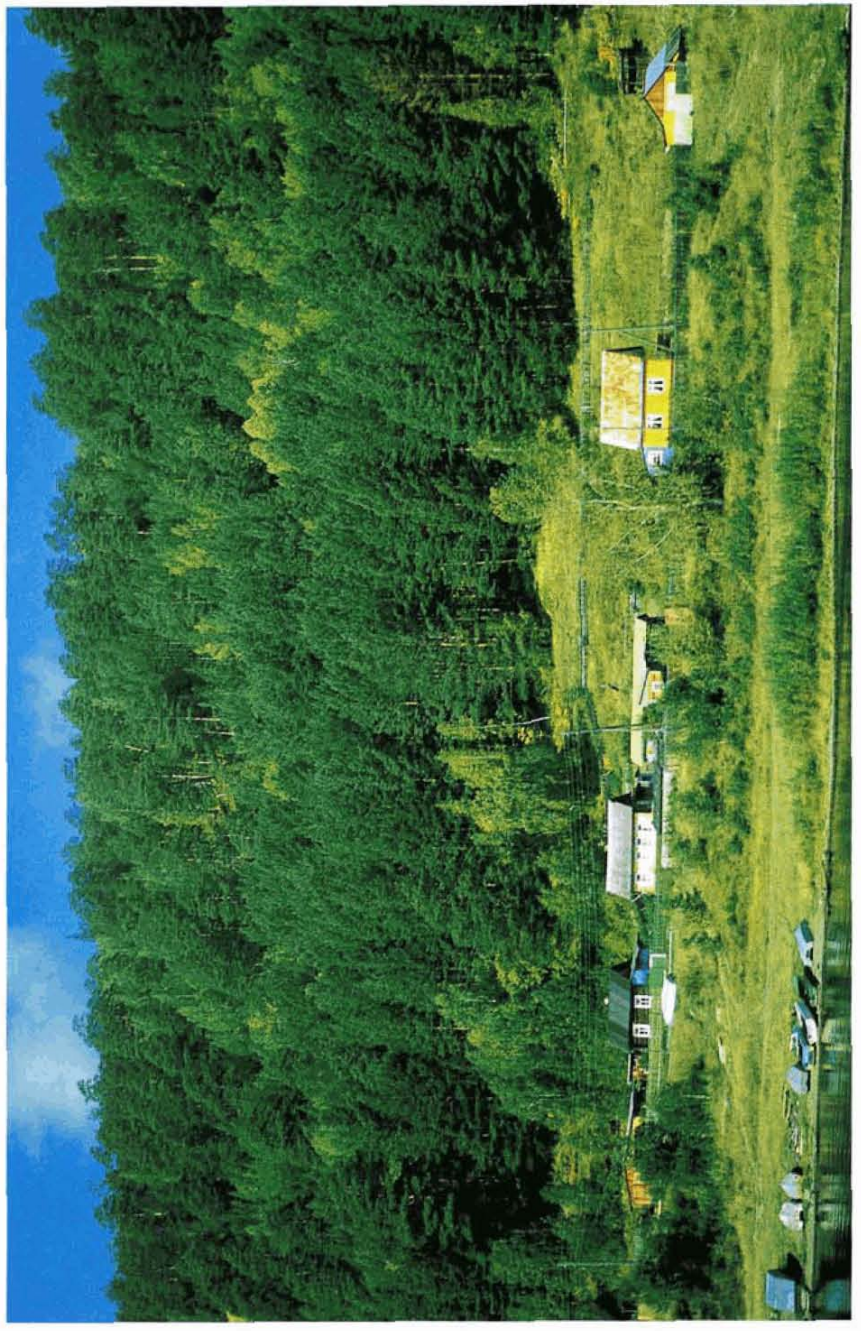
Ehemalige Lagerbaracke

Der Windfang beginnt sich von einer Lagerbaracke zu lösen

Das Bodenfliessen hat diese Lagerbaracke bereits zum Einsturz gebracht

Die Schneise der «Toten Eisenbahn» folgt den trockeneren Bodenrücken durch die Waldtundra

Ein vom winterlichen Eisdruck zerquetschter Schlepper südlich der Stromschnellen von Kasatschinski



Holzfällersiedlung Lugowskoje am Westufer des oberen Jenissei oberhalb der Angara-Mündung

Personenautos tauchen auf, sogar westliche Marken. Dabei hat das Dorf gar keinen Strassenanschluss zur Aussenwelt. Diese Autos gehören Kaderleuten der lokalen Forstverwaltung, die hier als Hauptarbeitgeber in Erscheinung tritt. Wieder einmal also das Auto als reines Statussymbol!

Überall in den Gärten sieht man die Leute beim Kartoffelausmachen. An den Strassenrändern grasen Privatkühe. Auch die Holzvorräte wachsen neben den Häusern in die Höhe, denn für den langen Winter benötigt jedes Häuschen 20 Kubikmeter Heizmaterial.

Als grösstes Gebäude im Ort machen wir die Schule aus – einen mehrstöckigen und mehrflügligen unverputzten Ziegelbau, der schon etwas ramponiert wirkt. 600 Schülerinnen und Schüler gehen hier ein und aus. Wer aus weit entfernten Dörfern kommt, lebt in einem nahegelegenen Internat. Noch sind Sommerferien, daher prangt ein grosses Vorhängeschloss vor dem Hauptportal. Wir läuten so lange, bis die Wächterin erscheint. Nein, die Schule dürfe sie uns nicht zeigen, da müsse sie dem Direktor telefonieren, der sei momentan aber nicht erreichbar.

Unweit der Schule stechen uns die Ruinen eines abgebrannten Sägewerks in die Augen. Das staatliche Kaufhaus ist geschlossen, doch die Privatläden haben geöffnet. Die Inhaberin des Magazins *Debjut* kauft ihre Waren im weit entfernten Nowosibirsk ein, weil sie dort billiger zu haben seien als in Krasnojarsk. Hier spielt die Marktwirtschaft tatsächlich. Das Warenangebot deckt eine breite Palette ab wie in einem amerikanischen Drug store, aber Vieles ist billiger Plastikschund aus China.

Doch diese positiven Eindrücke werden sofort wieder zunichte, als wir das Krankenhaus betreten, einen zweistöckigen langgestreckten Holzbau, der schon einige Jahrzehnte auf dem Buckel haben dürfte. Aber kaum ein Patient ist in Sicht. Die kargen Zimmer mit ihren Plastikvorhängen an den Fenstern sind meist leer, die Matratzen auf den Bettgestellen aufgerollt. Das darf aber beileibe nicht als Anzeichen für die besondere Heilkraft der lokalen Mediziner gewertet werden. Es herrscht Erntezeit, und alle, die noch eine Hand rühren können, werden im Garten und auf dem Feld benötigt, denn der Winter kommt hier früh. Der Chefarzt des Spitals ist bereit, uns Red' und Antwort zu stehen. Früher wäre das nicht möglich gewesen. Er ist etwa vierzigjährig, bleich, mit eingefallenem Gesicht. Mit seiner tonlosen Redeweise wirkt er resigniert, und es ist ihm sichtlich peinlich, uns mit den medizinischen Realitäten seines Hauses vertraut zu machen. Das Spital hat 60 Betten, sechs Ärzte tun Dienst. Die Ausstattung mit Apparaten und Medikamenten sei unzureichend, sagt der Chefarzt. Spritzen müssten die Patienten selber mitbringen. Er sagt es auf Russisch, das ist natürlich sein gutes Recht als Gastgeber, aber – obgleich Akademiker – versteht er auch keine andere Sprache, nicht einmal Englisch. Sein Monatslohn: umgerechnet etwa 90 Dollar.

Jarzewo ist in den drei letzten Frühjahrsperioden von Hochwasser heimgesucht worden. Wenn das Schmelzwasser aus dem wärmeren Süden den Jenissei abwärts strömt, setzt es sich unter das Flusseis und türmt es zu gewaltigen Eisbarrieren auf, hinter denen sich das Wasser über viele Quadratkilometer staut. Obgleich Jarzewo sicherlich gut zehn Meter über dem Flussspiegel liegt, stand das Wasser im vergangenen Frühjahr noch einen

halben Kilometer landeinwärts anderthalb Meter hoch in den Häusern. Man habe die Eisbarrieren viel zu spät gesprengt, sagt Ljudmila. Die Regierung beeilte sich, jedem geschädigten Haushalt 800 Rubel zu versprechen, doch eingetroffen ist das Geld nie. Auch bei dem alten wolgadeutschen Ehepaar, das mir sein Haus zeigt, stand das Wasser anderthalb Meter hoch in der Küche. Zu sehen ist davon nichts mehr, alles ist wieder sauber geputzt und gemalt wie in allen wolgadeutschen Wohnungen, die ich in Sibirien gesehen habe.

Jenisseisk

Die Perle des *Krasnojarskij kraj* empfängt uns mit Regen. 23 000 Einwohner. Heute weitgehend eine Rentnerstadt. Die jungen Leute pendeln in das nahe Lesosibirsk mit seiner Holzindustrie oder siedeln sich ganz dort an.

Auf den ersten Blick scheint sich während der vergangenen sieben Jahre nichts geändert zu haben. Der verfallene *Bogojavlenskij sobor* dient immer noch als Heizkraftwerk und sein Turm als Ausguck für das benachbarte Feuerwehrdepot. Doch ein paar hundert Meter weiter prangt auf der Kuppel des *Voskresenskij sobor* ein frisch vergoldetes Kreuz. Noch vor sieben Jahren war diese ehemalige Kirche nicht zugänglich, weil sie auf einem Fabrikareal liegt. Jetzt möchten Nonnen dort ein Kloster eröffnen, und die Fabrikleitung hat sich beeilt, beim lieben Gott gut Wetter zu machen und hat das Blattgold für das Kreuz gespendet.

Im *Spas*-Kloster auf dem Boden der alten Zitadelle hat die Restauration von Fassade und Türmen Fortschritte gemacht. Das Gelände, das noch vor sieben Jahren von einer Brauerei belegt war, ist freigegeben worden, und in den Baulichkeiten des ehemaligen Klosters hat sich wieder eine kleine Mönchsgemeinschaft zusammengefunden. Gottesdienst kann aber erst wieder in einem Seitenschiff der Kirche gefeiert werden. Es ist Sonntag, die Liturgie geht gerade zu Ende, zelebriert von einem älteren Priester, dem ein junger Mönch assistiert. Im Refektorium stellt sich ein anderer junger Mönch unseren Fragen. Er trägt eine Mönchskappe, eine Parka und Jeans, repräsentiert einen in Russland heute verbreiteten Typus des «Temporärmönchs», der nur zeitweise im Kloster lebt. Die Mönche helfen bei der Restauration des Klosters mit. Ljudmila ist davon nicht begeistert. Sie meint, die Arbeiten würden zu wenig professionell ausgeführt und richteten ausser der blossen Konservierung des Gebäudes mehr Schaden als Nutzen an. Ihren Lebensunterhalt zieht die Klostergemeinschaft ein gutes Stück weit aus ihrem Gemüsegarten.

In der Stadtkirche *Uspen'e,* die auch während der kommunistischen Zeit immer geöffnet war, zelebriert ein junger Priester die Liturgie in russischer Sprache. Die Gottesdienstgemeinde besteht überwiegend aus Frauen, keineswegs nur älteren, aber auch junge Männer sind zu sehen. Vom Glockenturm aus hat man einen guten Überblick über die Altstadt. Das typische Bild einer sibirischen Provinzstadt des 19. Jahrhunderts breitet sich unter uns aus: Längs der Strassengevierte locker aufgereihte ein- und zweistöckige Holzhäuser, mit der Traufseite zur Strasse; den Zugang zum Haus findet man nur über den Hof und durch ein wuchtiges Hoftor, das in einen hohen Bretterzaun eingelassen ist. Diese Abriegelung des Stadthofes gegen die Strasse lässt sich über mehr als tausend Jahre bis zu den frühen Städten des Kiewer Reiches zurückverfolgen.

Ein Streifzug durch die Stadt fördert auch bei den Zivilbauten kleinere Veränderungen zutage. Viele ältere Holzhäuser aus dem 19. Jahrhundert beginnen zu verrotten, weil die harzreichen Lärchenstämme, die das Fundament bilden, zu faulen beginnen. Sie müssten ersetzt werden, aber wer soll das bezahlen? Damit droht ein unersetzliches Kulturerbe längerfristig vor die Hunde zu gehen. Hier und da leuchtet in hellem Rot ein neues Einfamilienhaus zwischen den verwitterten Holzbauten hervor. Häuser diesen Typs sind in Klinkerbauweise erstellt und übertragen eher westeuropäischen Architekturgeschmack nach Sibirien als sich an russische Bautraditionen anzulehnen. Zum alten Jenisseisk passen sie wie die Faust aufs Auge.

Querab Lesosibirsk

Am späten Nachmittag passieren wir Lesosibirsk. Diesmal legen wir nicht an. Vor sieben Jahren herrschte an den kilometerlangen Kaianlagen mit ihren Kranbatterien hektische Betriebsamkeit, weil die Paletten mit Spanplatten auf die Leichter verladen sein mussten, bevor der Fluss zufror.

Diesmal herrscht gespenstische Ruhe. Kein Kran dreht sich. Kein Mensch ist zu sehen. Am Kai liegen kaum Schiffe. Dabei sind auf den Lagerplätzen Baumstämme hoch aufgestapelt, und auch Flösse sind angelandet. An den beiden Tagen zuvor ist uns auf dem Jenissei auch jeweils mindestens ein mit Spanplatten beladener Flussfrachter entgegengekommen, der vermutlich nach Dudinka unterwegs war.

Ist nicht nur Igarka, sondern nun auch Lesosibirsk als grösster verbliebener Umschlaghafen für Holz am Jenissei von der Krise ereilt worden? Oder liegt es nur am Sonntag, dass die Arbeit im Hafen ruht?

Immerhin ist man dabei, nunmehr auch für Gott in dieser langgezogenen Industriestadt ein Plätzchen zu schaffen, denn unweit des Jenissei ragen auf freiem Feld aus einem umfangreichen Baugerüst die kupferbeschlagenen Kuppeln eines Kirchenbaus heraus.

Zwischen Kasatschinski porog und Schelesnogorsk

Die Stromschnellen von Kasatschinski erreichen wir erst bei Anbruch der Dunkelheit. Da Nebel aufkommt, entschliesst sich der Kapitän, lieber vor Anker zu gehen. Erst als am nächsten Morgen der Nebel abzieht, fädelt sich die *Tschechow* in die schmale Fahrrinne ein. Weiter stromabwärts verrostet ein wohl vom Eisdruck zerknüllter Schlepper auf dem Strand.

Nun wird der Schiffsbetrieb etwas lebhafter. Frachter, Schubschiffe und Tanker schaffen Sand, Kohlen, Holz und Öl stromab. Dazwischen immer wieder Passagierschiffe mit Zuladungen aus Autos und Säcken voller Kohl und Kartoffeln auf dem Achterdeck. Wenn wir eine Holzfällersiedlung mit Sägewerk und Hafen passieren wie Sagajewka und Prediwinsk, sind auch am heutigen Montag keine industriellen Aktivitäten auszumachen. Nicht wenige Wohnhäuser scheinen verlassen zu sein.

Trotzdem tut sich etwas. Hier und da zeigt der dichte Wald rechts und links frisch gerodete Schneisen, durch die Stammholz zu einer provisorischen Anlegestelle am Fluss gekarrt wird, wo ein Leichter wartet. Zelte am Ufer, ein Kajütboot oder gar ein Auto signalisieren, dass dort Forstarbeiter ihr Camp aufgeschlagen haben.

Als wir die «verbotene Stadt» Schelesnogorsk passieren, zu der auch der unterirdische Atomfabrikkomplex K-26 gehört, sieht die Szenerie etwas anders aus als vor sieben Jahren. Damals waren die steil aufragenden Uferhänge mit Stacheldrahtzäunen und Wachtürmen gespickt. Davon sieht man nichts mehr, nur Verbotsschilder ziehen sich das Ufer entlang. Weiter in der Ferne ragen Baukräne auf. In Sachen Atomindustrie läuft anscheinend noch etwas.

Krasnojarsk

Mit dem Bus fahren wir zur 1990 wiedergeweihten Kapelle auf der Höhe des Wachtberges – dem schönsten Aussichtspunkt über die Stadt und das Tal des Jenissei. Unterwegs passieren wir in den Aussenquartieren rote Klinkerhäuser, wie sie mir schon in Jenisseisk auffielen, nur dass sie hier meist grösser und von hohen Ziegelmauern eingefriedet sind: die Gettos der «neuen Russen».

Dem Blick von oben entzieht Krasnojarsk sich an diesem frühen Vormittag unter Smogschwaden, in denen sich die Abgase der Aluminium- und Holzindustrie mit dem Nebel über dem Fluss mischen. Bis zum Mittag hat sich das Gebräu wieder verflüchtigt.

Krasnojarsk ist eine lebhafte, verkehrsreiche Stadt. Nicht wenige ältere Gebäude strahlen in frischem Glanze. Andere, vor allem wunderschöne, aus Holz gebaute zweistöckige Bürgerhäuser des 19. Jahrhunderts warten noch darauf, dass jemand, der Geld hat, sich ihrer erbarmt. Aber auch hier, wo Ex-General und Ex-Präsidentschaftskandidat Alexander Lebed als Gouverneur amtet, trifft man bei genauerem Hinsehen hinter der äusseren Geschäftigkeit überall auf Spuren des Zerfalls. Das Wahrzeichen der Stadt, ein von einem pilzförmigen Aufsatz gekrönter Wolkenkratzer in der Nähe des Flussbahnhofs, ist wie vor sieben Jahren über den Rohbau immer noch nicht hinausgediehen – seit 1990 eine Investitionsruine. Eine unserer Studentinnen fragt Ljudmila, ob es für Frauen nicht gefährlich sei, abends allein in die Stadt zu gehen. Ljudmila lacht ironisch und erwidert, die Gefahr, im Dunklen in ein Loch zu stürzen, das sich im Trottoir über einem eingebrochenen Abwasserkanal auftue, sei um ein Vielfaches grösser als die Gefahr, überfallen zu werden. Es stimmt, die Einsenkungen in den Bürgersteigen und die Löcher in den Strassen sind unübersehbar.

Von Lebed als Gouverneur hält die liberale Intelligenz nichts. Dabei ist er doch als Saubermann in die Politik gegangen. «Völlig mit der Mafia verbandelt», meint Ljudmila. In der Stadt toben heftige Kämpfe zwischen verschiedenen Mafiagruppen. Uns war schon aufgefallen, dass auf dem Schiff ein etwa zehnjähriges Mädchen mitfuhr, die Enkelin des zweiten Ingenieurs. Bei der Geburtstagsfeier der Schiffsärztin (notabene eigentlich eine Zahnärztin) an Bord erfuhr ich, warum die Enkelin den Grossvater begleiten durfte: Ihr Vater war bei einer Mafiaauseinandersetzung kurz zuvor erschossen worden.

Auf dem Weg vom Flussbahnhof in die Stadt begegnen Ljudmila und mir drei halbwüchsige Buben, deren Schultaschen zu ihren Tarnanzügen und Tellermützen nicht so recht passen wollen. Kadetten! Wir sprechen sie an. Sie sind Kinder alleinerziehender Mütter oder mittelloser Familien, die froh sind, wenn ihre Sprösslinge in der Kadettenschule gratis eine Mittagsmahlzeit erhalten. Und warum das alles? «Lebeds Privatarmee!», sagt Ljudmila bitter, «für später einmal!»

Am späten Nachmittag fährt uns ein klappriger Bus zur Talstation des Sessellifts, der uns in den Naturpark Stolby emportragen soll. Die Sitze im Bus reichen nicht für alle. Kein Problem, die Begleiter schleppen Campingstühle herbei und stellen sie im Mittelgang auf. Ich sitze auf der Rückbank, unmittelbar vor meinen Füssen klafft im Wagenboden ein kopfgrosses Loch, unter dem die Strasse dahinsaust. Krasnojarsk, die Stadt der Löcher.

Die fünfundzwanzigminütige Fahrt mit dem Sessellift durch den schweigenden und schon dämmrigen Bergwald ist ein Erlebnis, aber auch der Sessel weiter vor mir, der bei jedem Haltemast einen solchen Hopser über die Laufrolle macht, dass ich mich frage, ob wir hier wirklich lebend wieder herunterkommen. Doch die anschliessende halbstündige Wanderung zum Felsen Tak Mak entschädigt für den Schrecken. Aus der Ferne winkt von jenseits des Jenissei das abendliche Krasnojarsk zu uns herüber mit bunten Leuchtreklamen und vielen Lichterpünktchen. Auf diese Distanz wirkt es fast schon wie eine westliche Stadt.

Sieben Jahre im Rückblick

Was hat sich zwischen 1993 und 2000 entlang des Jenissei geändert? Eigentlich herzlich wenig. Eine optimistische Antwort könnte lauten: Zerfall und Neuanfang halten sich bestenfalls die Waage. Aber diese Einschätzung hätte nur für den Süden des *Krasnojarskij kraj* Gültigkeit.

Der Norden blutet aus. Nicht nur wegen der seit dem Ende der Planwirtschaft rapide schrumpfenden Industrieproduktion, sondern auch weil der verarmte Staat die hypertrophe Versorgung der Städte und Industriesiedlungen Nordsibiriens nicht mehr zu finanzieren vermag. Wo die Wirtschaft während der Sowjetzeit Ölvorkommen und Bodenschätze unter gigantischem Verschleiss von Arbeitskräften, Rohstoffen und Energie ausbeutete, wäre das heute nach amerikanischem System mit einem Bruchteil des Aufwandes möglich und unter marktwirtschaftlichen Bedingungen auch erforderlich. Dies bedeutet: Eine Grossstadt wie Norilsk weit nördlich des Polarkreises ist überdimensioniert, die meisten Einwohner sind überflüssig. Igarka, aber auch Dudinka schrumpfen schon jetzt zusammen. Die Dörfer am Unterlauf des Jenissei liegen teilweise ohnehin bereits wüst oder sind auf dem Weg dahin.

Viele Einwohner von Norilsk und Dudinka wollen auch weg, aber sie können es nicht. Sie sitzen in Wohnungen, die sie früher zu günstigen Bedingungen einmal als Eigentum erworben haben. Diese Wohnungen sind aber heute so gut wie nichts mehr wert, denn wer will sie schon kaufen? Im Süden, in Jenisseisk oder Krasnojarsk kosten Wohnungen ein Vielfaches und sind für die Nordsibirier in der Regel nicht erschwinglich, selbst wenn

sie ihre eigene Wohnung zu Geld machen könnten. So sind sie wider Willen in den Städten des Nordens festgenagelt. Natürlich kann man die Wohnung einfach zusperren und sich in den Süden absetzen. Aber wer ausser den ganz jungen Menschen kann und will noch einmal bei Null anfangen, zumal der Arbeitsmarkt dort ebenfalls überfüllt ist?

Ljudmila präsentiert einige Zahlen über das Lohnniveau im Sommer 2000. Seit Juli ist der Minimallohn gesetzlich auf 132 Rubel festgelegt. Die Durchschnittslöhne schwanken zwischen 500 und 900 Rubel. Junglehrer verdienen beispielsweise 500–600 Rubel. Gesuchte Spezialisten können allerdings sehr viel mehr als den Durchschnittslohn verlangen. Das Existenzminimum liegt in Krasnojarsk bei 1600, im Norden bei 3200 Rubel. Dies bedeutet, dass das Einkommen sogar zusammen mit der «Nordzulage» *(nabavka)* von derzeit 20–30 Prozent auf den Arbeitslohn nicht einmal das Existenzminimum sichert. Früher glich die Nordzulage die höheren Lebenskosten aus, ja sie erlaubte sogar Rücklagen, so dass die Zuwanderung nach Norilsk und Dudinka höchst attraktiv war. Heute haben sich die Rahmenbedingungen in ihr Gegenteil verkehrt. Ob in Nord oder Süd – alle Berufstätigen müssen mehrere Jobs nebeneinander ausüben, um über die Runden zu kommen, zudem noch einen möglichst grossen Anteil ihrer Lebensmittel im eigenen Garten produzieren. Im Norden entfällt aus klimatischen Gründen aber auch diese Möglichkeit.

Zur Jahrtausendwende sind es also ganz gegenläufige Bewegungen, die den *Krasnojarskij* kraj durchziehen. Die Nordhälfte ist demographisch im Niedergang begriffen, der Süden stagniert demographisch wie ökonomisch, dürfte sich längerfristig jedoch besser entwickeln. Auch die unterschiedliche Art und Weise, wie die historisch gewachsenen Lebenswelten auf den Besucher einwirken, entbehrt nicht einer gewissen Paradoxie. Die Hinterlassenschaft der unmittelbaren Vergangenheit, vor allem der Stalinzeit – seien es Sachobjekte wie Lager, seien es Menschen wie die deportierten Wolgadeutschen – vergeht allmählich. Die Gegenwart gestaltet Stadt und Land noch höchst zögerlich. Was aber wiederkehrt, ist mit den neuen Kirchenbauten im traditionalen Stil und mit den renovierten alten Wohnhäusern die Vergangenheit der Zarenzeit.

Seraina Gilly

Estland zehn Jahre nach der wiedererlangten Unabhängigkeit – ein Augenschein vor Ort

War Estland in der Zeit der Perestrojka für den Westen noch so etwas wie ein Sorgenkind, denn es galt als Störenfried von Gorbatschows Reformpolitik, so hat es sich während der ersten zehn Jahre seiner wiedererlangten Unabhängigkeit zum Musterkind unter den osteuropäischen Transformationsstaaten gemausert, für welches man des Lobes voll ist.

Ohne Zweifel ist es dem kleinen Land an der Ostsee gelungen, in erstaunlich kurzer Zeit den Weg aus einer vom Kreml abhängigen Sowjetrepublik in einen modernen, souveränen und demokratischen Staat zu finden. Sofort nach der wiedererlangten Unabhängigkeit wurden unter der Ägide junger Politiker, Technokraten und Unternehmer radikale wirtschaftliche und politische Reformen eingeleitet und durchgeführt. Der Markt wurde total liberalisiert. Für ausländische Investoren wurden ideale gesetzliche Voraussetzungen geschaffen, und es verwundert daher nicht, dass Estland heute eine der höchsten Pro-Kopf-Investitionsraten der Welt aufweist. «Das estnische Wunder», so lautet ein Urteil aus der London School of Economics, steche «als leuchtendes Beispiel klassischer liberaler Reformpolitik des 20. Jahrhunderts hervor.»

Die Nachrichten, welche uns in den letzten Jahren aus der Ostseerepublik erreichen, sind fast nur positiv: So lesen wir z. B.:
- Estland auf dem Tigersprung.
- Estland: Singapur des Nordens.
- Estland im ersten Glied der Beitrittskandidaten zur Europäischen Union.
- Estland – im Bereich der Gentechnologie, auf der Suche nach seiner «Nokia-Erfolgsgeschichte».
- Estland an vorderster Front in der Informationstechnologie.

Aber auch im kulturellen Bereich hat das kleine Volk an der nördlichen Peripherie Europas immer wieder Erstaunliches zu bieten:

So etwa erfreut sich Arvo Pärt weit über die Landesgrenzen hinaus grosser Beliebtheit und ist heute einer der berühmtesten zeitgenössischen Komponisten überhaupt.

Auch die estnische Literatur, welche sich zwar erst im 19. Jahrhundert herausgebildet und eine eigene Tradition entwickelt hatte, hat den Vorsprung anderer Kulturen schnell aufgeholt und wartet immer wieder mit neuen Überraschungen auf.

Nicht nur der mehrfache Nobelpreiskandidat Jaan Kross, der Grandseigneur unter den estnischen Schriftstellern, dessen Werk in etliche Sprachen übersetzt wurde, muss erwähnt werden. Auch Autorinnen und Autoren wie Viivi Luik, Maimu Berg, Jaan Kaplinski oder Emil Tode, um nur ein paar wenige zu nennen, erregen Aufsehen in Kreisen der internationalen Literaturkritik.

Eine bedeutende Integrationsfigur für die Esten ist auch der bis Oktober 2001 amtierende Präsident Lennart Meri, der neben seiner Muttersprache Estnisch perfekt Russisch, Deutsch und Finnisch spricht und der durch sein weltmännisches Auftreten sicherlich wesentlich dazu beigetragen hat, dass Estland nach der wiedererlangten Unabhängigkeit auf dem internationalen Parkett schnell Ansehen und Beachtung erlangte.

Doch Meri ist nicht nur Politiker. Er konnte zwar aus politischen Gründen nie ein Studium abschliessen, gilt aber dennoch als einer der interessantesten estnischen Historiker. Mit seinem filmischen und literarischen Schaffen während der sowjetischen Zeit hat er einen wesentlichen Beitrag zur Erhaltung der estnischen Kultur, aber auch jener anderer finnougrischer Völker geleistet.

Berühmte estnische Persönlichkeiten werden traditionsgemäss von der Bevölkerung und von hohen Politikern mit allen Ehren auf dem schönen hanseatischen Rathausplatz in Tallinn empfangen, wenn sie von Erfolg gekrönt aus dem Ausland heimkehren: So im Sommer 2000 einige Olympia-Medaillenträger (auch Gold war dabei). So die Sieger des Concours Eurovision im Mai dieses Jahres.

Es steht ausser Zweifel, dass die kleinste der baltischen Republiken zehn Jahre nach der wiedererlangten Unabhängigkeit Beachtliches geleistet hat und heute in mancher Hinsicht grosse Erfolge verbuchen kann.

Wer heute nach Estland fährt, beginnt seine Reise meistens in Tallinn, oder er fährt überhaupt nur in die Hauptstadt, und diese bleibt dann, wie das häufig bei Journalisten zu beobachten ist, repräsentativ für das ganze Land.

Die, welche die Stadt an der Ostsee kennen, sind sich weitestgehend einig darüber: Sie ist wunderschön. Seit der wiedererlangten Unabhängigkeit hat sich Tallinn von einer vernachlässigten, farblosen, dem Zerfall preisgegebenen Sowjetstadt zu einer pulsierenden, vielseitigen, bunten und vergleichsweise reichen estnischen Stadt entwickelt, die unverkennbar auch immer europäischer wird. 1997 wurde sie von der UNESCO in das Weltkulturerbe eingereiht.

Sich in Tallinn zu vergnügen ist heute nicht weniger attraktiv als etwa in Helsinki, Oxford, Verona oder Marseille. Man findet hier alles, was das Herz begehrt: von Insider-Jazz-Lokalen bis zu grossartigen Verdi-Opern-Aufführungen, vom kleinen Experimentiertheater bis zur klassischen Bühne, vom McDonald's bis zum estnischen Spezialitätenrestaurant im Stil der 20er Jahre, von der Wurstbude bis zum Italiener, Chinesen oder Inder. In der Altstadt schiessen Edelboutiquen, Bierkneipen, Nachtlokale und Feinschmeckerrestaurants wie Pilze aus dem Boden und locken Tausende von Touristen an. Am Wochenende kommen sie gleich schiffsweise aus dem nahen Finnland, um sich für vergleichsweise wenig Geld so richtig gehenzulassen.

Hier in Tallinn sticht dem Besucher und der Besucherin die estnische Erfolgsstory ins Auge. Doch diese Erfolgsgeschichte ist, geht es nach dem ehemaligen Stadtpräsidenten von Tallinn, Jüri Mõis, noch lange nicht zu Ende geschrieben, sie steckt erst in ihren Anfängen. Mõis, der sich gerne von der Presse beim Einkaufsbummel durchs finnische Luxuskaufhaus Stockmann begleiten lässt, will die Hauptstadt wie ein Unternehmen führen. Was Profit bringt, wird gefördert, alles andere wird, zumindest in seinen Phantasien, niedergewalzt, so z. B. eine alte Lindenallee im Zentrum der Stadt, so auch die hässlichen Plattenbausiedlungen in den Vorstädten Tallinns. Fragt sich nur, wo angesichts solcher Pläne all die Menschen leben sollen, die er vom Land in die Hauptstadt ruft, weil die Existenz auf dem Lande eh zu nichts gut ist.

Aber nicht nur Mõis, auch andere junge, zunehmend rundlicher werdende Politiker seiner Generation lassen sich immer mal wieder zu derartigen hybriden Phantasien hinreissen und in Skandale und Skandälchen verstricken. Da verwundert es auch nicht, dass ihre Popularität zunehmend schwindet, welche sie, als Vorkämpfer der Unabhängigkeit, in der Zeit der Perestrojka genossen.

Spätestens dann, wenn man solche Auftritte verfolgt, erinnert man sich an die banale Tatsache, dass alles, was im Licht steht, auch seine Schatten wirft. Und dass zuviel des Guten auch leicht ins Negative kippen kann.

Es gehört sozusagen zu meinem Beruf als Historikerin, diese Schattenseiten aufzuspüren und sie a u c h zu thematisieren. Es gehört aber auch einfach zu meinem Anliegen als Mensch und übrigens auch als Staatsbürgerin Estlands, mich mit den angedeuteten dunkleren Aspekten des estnischen Alltags zu konfrontieren.

Allerdings erweist sich eine Annäherung über die Literatur als gar nicht so einfach, denn tatsächlich nimmt auch die westliche Forschungsliteratur vor allem die Erfolge des estnischen Transformationsprozesses auf und kümmert sich vergleichsweise wenig um dessen Verlierer.

Ich möchte dennoch versuchen, anhand von Zahlen die gegenwärtigen Probleme des Landes aufzuzeigen.

Estland ist politisch in 15 Landkreise eingeteilt. Davon sollen exemplarisch 7 ausgewählt und etwas näher vorgestellt werden[1].

Was wird aus den Zahlen ersichtlich?

Harjumaa mit der Hauptstadt Tallinn weist weitaus die grösste Bevölkerungsdichte auf, gefolgt von Ida-Virumaa, welches in sowjetischer Zeit zu einer hochindustrialisierten Region mit einigen typischen Industriestädten heranwuchs. Solche Städte sind neben Narva Sillamäe, Kohtla-Järve und Jõhvi.

Gefolgt werden diese zwei Regionen von Tartumaa mit der Hauptstadt Tartu, der zweitgrössten Stadt des Landes.

Abgesehen von Lääne-Virumaa und Pärnumaa, wo sich die Bevölkerungsdichte auf 20 Personen pro km^2 beläuft, beträgt die Bevölkerungsdichte im übrigen Estland unter 20 Personen pro km^2. Auf Hiiumaa sind es nur gerade 11,5 Personen, die auf 1 km^2 leben.

[1] Die Tabellen A und B wurden zusammengestellt aus: Estonia. Candidate for Membership in the European Union, Tallinn 2000.

Tabelle A

Landkreis Hauptort	Grösse	Einwohner	Bevölkerungsdichte
Harjumaa	4332,9 km²	535 100	123,5/km²
Tallinn		411 000	
Tartumaa	3089,4 km²	151 000	48,9/km²
Tartu		100 500	
Ida-Virumaa	3364,1 km²	195 460	58,1/km²
Narva		73 850	
Pärnumaa	4806,3 km²	100 100	20,8/km²
Pärnu		51 350	
Viljandimaa	3589,1 km²	62 350	17,4/km²
Viljandi		21 600	
Hiiumaa	1032,3 km²	11 800	11,5/km²
Kärdla		4 280	
Põlvamaa	2164,9 km²	35 600	16,4/km²
Põlva		7 100	

Tabelle B

Landkreis Hauptort	höhere Bildungsanstalten	Wirtschaft Sektoren	Arbeitslose	durchschnittliches Monatseinkommen
Harjumaa	25	I 2 %	9,1 %	5591 EEK
Tallinn		II 36 %		
		III 62 %		
Tartumaa	11	I 6,5 %	8,5 %	3972 EEK
Tartu		II 43 %		
		III 50,5 %		
Ida-Virumaa	4	I 4,7 %	14,3 %	3470 EEK
Narva		II 63 %		
		III 32,3 %		
Pärnumaa	1	I 13,4 %	5,6 %	3812 EEK
Pärnu		II 42,1 %		
		III 44,5 %		
Viljandimaa	1	I 17,7 %	8,0 %	3473 EEK
Viljandi		II 46,8 %		
		III 35,5 %		
Hiiumaa	–	I 22,2 %	3,2 %	3832 EEK
Kärdla		II 45,7 %		
		III 32,1 %		
Põlvamaa	–	I 25,2 %	12,7 %	3325 EEK
Põlva		II 36,0 %		
		III 38,8 %		

Betrachtet man nun die prozentuale Verteilung auf die einzelnen Wirtschaftssektoren, so wird ersichtlich, dass dort, wo der Landwirtschaftssektor vergleichsweise gross ist, die Bevölkerungsdichte abnimmt. Dort hingegen, wo der Dienstleistungssektor einen grossen Umfang annimmt, dort nimmt auch die Bevölkerungsdichte zu.

Schaut man sich die durchschnittlichen Monatsgehälter an, dann zeigt sich, dass es den Bürgern von Tallinn durchschnittlich einiges besser geht als jenen von Põlva- oder Viljandimaa.

Zur Arbeitlosigkeit ist folgendes zu sagen: Sie betrug 1991, also im ersten Jahr der Unabhängigkeit, noch 2%, 1996 bereits 10%. Dabei wuchs die Zahl der arbeitslosen Nichtesten schneller als jene der arbeitslosen Esten (1996: Esten 8%, Nichtesten 14%).

War die Arbeitslosenrate anfangs in den Städten höher, so wächst sie seit 1992 schneller auf dem Lande.

Die hohe Arbeitslosenquote in Ida-Virumaa, dem hochindustrialisierten Nordosten des Landes, verdeutlicht, dass mit der fortschreitenden Privatisierung und der Stillegung von Betrieben die Entlassung von Arbeitskräften nicht verhindert werden konnte. In dieser Region leben übrigens auch die meisten Russen (1991: Narva 95%, Sillamäe 97%, Kohtla-Järve 77%).

Solche Zahlen widerspiegeln allerdings nur die registrierten Arbeitslosen. Man muss davon ausgehen, dass die verdeckte Arbeitslosigkeit sehr viel höher ist. Viele Menschen ziehen es vor, nicht registriert zu sein, weil sie dann besser Schwarzarbeit leisten können und weil das so erworbene Geld länger ausreicht als das symbolische Arbeitslosengeld des Staates.

Als mit der wiedererlangten Unabhängigkeit Estlands die Produktion in allen Wirtschaftszweigen zurückging, sanken auch die Löhne. Im August 1994 betrug ein durchschnittlicher Monatslohn 2500 bis 3000 Kronen. Damit konnte damals das Existenzminimum nicht abgedeckt werden. Die Löhne stiegen seither zwar stetig an, doch hinkt der Mindestlohn bis heute weiter hinter der Inflationsentwicklung her.

Seit der Wende hat sich auch in Estland die Einkommensschere schnell geöffnet. Eine dünne Schicht von Superreichen ist entstanden, aber auch eine breite Unterklasse, in der sich jene finden, die keinen Zugang zum Arbeitsmarkt haben und von sozialen und politischen Prozessen ausgeschlossen sind.

Im Jahre 2000 sind die Einkommen des reichsten Zehntels der Bevölkerung um 15% gestiegen, die der restlichen 90% dagegen nur gerade um 5%. Das Einkommen von 70% der Bevölkerung lag im Jahre 2000 unter dem Einkommensdurchschnitt. Zu den Spitzenverdienern gehören Angestellte im Finanzsektor mit 11 000 EEK monatlich. Die niedrigsten Löhne, 2800 EEK, werden in der Landwirtschaft bezahlt.

Sieht man einmal von Tartu, dem zweitwichtigsten Zentrum des Landes, ab, wird anhand der Zahlen sichtbar, dass Estland ein deutliches Nord-Süd- beziehungsweise ein Stadt-Land-Gefälle aufweist. Weiter ist auch ein West-Ost-Gefälle zu erkennen, wobei es den küstennahen Gebieten im Westen besser geht, als den Regionen im Osten.

Um zu zeigen, was dies im Leben vieler Esten und Estinnen konkret bedeutet, verlassen wir nun die pulsierende Hauptstadt und fahren nach Süden, zum Beispiel nach Räpina, und von dort, auf ungeteerten Strassen, in nördlicher Richtung, noch etwa zehn Kilometer weiter aufs einsame Land, in eine kleine Ortschaft mit dem Namen Mägiotsa.

Dort auf einem Hof leben Andrus und Tiina. Sie sind etwas über 50-jährig und haben zwei erwachsene Töchter. Ene, die ältere, studierte in Tartu Germanistik und arbeitet heute als Sekretärin des Dekans an der Theologischen Fakultät. Ülle, die jüngere, hat vor drei Jahren die Mittelschule beendet und ist seither arbeitslos. Zusammen mit Boris, ihrem Freund, lebt sie auf dem Hof ihrer Eltern. Boris ist in Russland, bei seiner russischen Großmutter, aufgewachsen und nach der wiedererlangten Unabhängigkeit nach Estland zurückgekehrt, um zusammen mit seinem Bruder in eben dieser Ortschaft Mägiotsa den Hof der estnischen Grosseltern zu übernehmen. Doch dazu ist es nie gekommen. Der Hof war in sehr schlechtem Zustand. Geld für eine Renovation war keines vorhanden. Und überhaupt scheint Boris gar nicht recht Bauer sein zu wollen, vielmehr hofft er aufs schnelle Geld und wartet, bis sich eine solche Gelegenheit bietet. Der Hof bleibt also weiter seinem Schicksal überlassen, und Boris bleibt arbeitslos. Einmal ist er für mehrere Monate verschwunden. Es hiess, er habe auf der Insel Hiiumaa Arbeit gefunden. Mit einigen Kollegen holze er dort Wälder ab. Und weil niemand etwas Genaueres wusste, spekulierte man, dass er für die Holzmafia arbeite.

Nahe von Mägiotsa gab es in sowjetischer Zeit eine Kolchose, auf der Andrus und Tiina arbeiteten und nebenher auch noch ein paar eigene Tiere und einen Garten unterhalten konnten. Man lebte ruhig und relativ zufrieden. Man war aufgehoben in einer Arbeitsgemeinschaft, pflegte hier auch freundschaftliche Kontakte und war solidarisch mit Nachbarn und Mitarbeitern.

Dann nach dem Umbruch wurde die Kolchose ziemlich schnell liquidiert. Die Produktionsmittel wurden verteilt; wer nicht zur Stelle war, ging leer aus. Das Land wurde reprivatisiert. Alte Eigentümer kamen zurück auf die Höfe. Der Hof von Andrus war schon seit Generationen in den Händen seiner Familie. Dadurch konnte der Familie erspart bleiben, im Zuge der Reprivatisierung der Landwirtschaft ihren Wohnsitz verlassen zu müssen.

Doch mit der Auflösung der Kolchose hatte die Familie plötzlich kein Einkommen mehr. Der Hof ist wegen seiner Grösse von 8 ha unrentabel. Das nötige Geld, mit dem man in eine alternative Wirtschaftsform investieren könnte, hat die Familie nicht. Wegen des fehlenden Geldes ziehen sich längst fällige Renovationen am Wohnhaus über die Jahre hin.

Bebaut wird nur das Land ums Haus. Dort stehen Apfelbäume, dort hat es Gemüsebeete, Beeren und einen kleinen Kartoffelacker; alles nur zur Selbstversorgung. Dort weidet auch die einzige Kuh, die die Milch für den täglichen Gebrauch liefert. Die anderen Felder liegen brach, schon seit Jahren. Die fünf Küken, welche Ene ihrer Mutter zum Geburtstag geschenkt hatte, waren alle krank und starben in kurzer Zeit. – Wenigstens hat der Tierhändler sein Geschäft gemacht.

Etwas Geld bekommt die Familie, neben einer symbolischen staatlichen Unterstützung, von der Invalidenrente des Vaters, der gehbehindert ist. Trotz seiner Behinderung legt er täglich mehrere Kilometer zu Fuss zurück, um auf den umliegenden Höfen die Post zu verteilen und damit die bescheidenen Sozialzuschüsse aufzubessern, welche das Existenzminimum einer Person niemals abdecken, geschweige denn das einer Familie.

Die täglich zu verrichtenden Arbeiten auf dem Hof sind schnell erledigt. Durch die finanzielle Knappheit sind einem die Hände sowieso gebunden. Und so verbringt man eben einen grossen Teil des Tages relativ planlos. Man wartet darauf, bis am Nachmittag die verschiedenen Fernsehkanäle ihre jeweiligen Seifenopern ausstrahlen, und es macht sich dann so etwas wie Erleichterung breit, wenn man endlich wieder, irgendwo im fernen Venezuela oder in Mexiko, in Lebensgeschichten eintauchen kann, die nicht die eigenen sind. Dann ist es, als würde für zwei, drei Stunden die schwere und depressive Stimmung weichen, die sich sonst im Hause breit macht.

Die Laune von Boris wird zunehmend schlechter, er streitet zu oft mit Ülle, und sie weiss schon lange nicht mehr, ob er sie überhaupt liebt. Sie hat Angst, darüber nachzudenken. Die grosse Liebe ist es wohl nie gewesen, aber was soll man denn sonst tun, am Ende der Welt, in Mägiotsa, von wo täglich ein Bus nach Räpina fährt, während der Schulzeit sogar zwei.

Doch für estnische Verhältnisse ist das Schicksal von Andrus und Tiina nicht aussergewöhnlich. So wie sie leben im heutigen Estland viele Menschen, besonders auf dem Lande. Fern ist hier der Glanz und die Lebenslust der Hauptstadt. Dort war man schon seit Jahren nicht mehr. Eine so lange Busfahrt kann sich hier niemand leisten.

So vertieft sich die Kluft zwischen Stadt und Land. – Sprüche eines Jüri Mõis, die über den Bildschirm in die Stube gelangen, sind nichts anderes als blanker Zynismus für die Leute, die in Mägiotsa leben.

Anfang 1996 lebten auf dem Lande rund 30 % der Gesamtbevölkerung Estlands. In der Landwirtschaft tätig waren nur gerade 4–5,6 % (in den 30er Jahren waren es noch 60 %, 1959: 31,6 % gewesen). Von 1992 bis 1995 ging die Ackerfläche von 1,1 Mio. ha auf 850 000 ha zurück, ein Drittel der Ackerfläche wurde jetzt nicht mehr bewirtschaftet. Von 1986 bis Mitte der 90er Jahre sank die Agrarproduktion um mehr als die Hälfte. Entsprechend nahm der Anteil des Agrarsektors am Bruttoinlandprodukt zwischen 1992 und 1995 von 11,9 % auf 6,7 % ab.

Von den 460 000 Menschen, die auf dem Land leben, werden in Zukunft, so eine Prognose aus Fachkreisen, wohl kaum mehr als 20 000–25 000 ausschliesslich von der Agrarproduktion leben können.

Daher ist mit einer zunehmenden Entleerung des Landes zu rechnen und einer wachsenden Wirtschaftskonzentration im Raume Tallinn und an den Küsten. Dies wirft natürlich auch die dringende Frage auf, wie man das durch diesen Prozess entstehende grosse Landreservoir künftig nutzen sollte.

Der Rückgang der Landwirtschaft ist im gesamteuropäischen Kontext einerseits und im Zuge der Modernisierung andererseits nicht weiter erstaunlich. Im estnischen Kon-

text aber ist das Phänomen mit der Frage verknüpft, ob die Landwirtschaft überhaupt noch eine Existenzberechtigung hat. Die einen Politiker geben zu bedenken, ob es sich denn lohne, die knappen staatlichen Ressourcen in die Landwirtschaft zu investieren, wenn man damit rechnen müsse, dass sich im Ausland für die estnischen Produkte kein Markt finden lasse und gleichzeitig billige südländische Esswaren den Binnenmarkt überschwemmten. Auf der anderen Seite aber wird darauf hingewiesen, dass die Erhaltung und Entwicklung des Landlebens von der ganzen estnischen Gesellschaft und dem Staat anhaltende Aufmerksamkeit und Fürsorge verlange, und es wird – wie ich meine, zu Recht – argumentiert, dass eine anhaltende Wirtschaftskrise das estnische Volk in tiefe Erschütterungen führen könne und dass daher die Landkultur ein Kapital von strategischer Wichtigkeit sei, ohne die das estnische Volk seine Identität zu verlieren drohe.

Die Mehrheit der Regierung jedoch scheint am Nutzen der Landwirtschaft zu zweifeln. Und das hängt vor allem mit dem Umstand zusammen, dass sich alle Parteien des Landes für einen EU-Beitritt stark machen. Dieses Ziel aber verlangt eine Anpassung an die Vorgaben der Union. Im Klartext heisst das vor allem, dass der Markt liberalisiert werden muss. Durch die subventionierten Produkte aus der EU büssen einheimische Nahrungsmittel ihre Konkurrenzfähigkeit ein und leiden zunehmend unter Absatzschwierigkeiten.

Die Landwirtschaft spielte in Estland während des Umbruches zwar die Vorreiterrolle in der Wirtschaftspolitik, nämlich insofern, als die Privatisierung der landwirtschaftlichen Betriebe früher vollzogen wurde als jene anderer Wirtschaftszweige. Ironischerweise waren dann aber, im Zuge des strukturellen Wandels, gerade im landwirtschaftlichen Bereich die Produktionseinbrüche besonders gravierend. Diese Produktionsrückläufigkeit wirkte sich natürlich auch in den Verarbeitungsbetrieben für Agrarprodukte aus; dort war der Produktionsrückgang noch stärker als in der Landwirtschaft selbst.

Die Weltbank und der Internationale Währungsfonds fordern den Abbau landwirtschaftlicher Subventionen. Für die Mitgliedschaft in der EU ist die Liberalisierung des Aussenhandels unvermeidlich. Auch wenn die sowieso über wenig Finanzmittel verfügende estnische Regierung den landwirtschaftlichen Bereich mehr stützen wollte, so kann sie dies im gleichzeitigen Bestreben um internationale Einbindung folglich nur in beschränktem Masse tun.

Die diesbezüglichen Meinungen sind denn auch geteilt. Befürworter der Subventionierungen behaupten, dass die ausländischen Produzenten, die derzeit Produkte zu Dumpingpreisen nach Estland einführen und die einheimischen aus dem Angebot verdrängen, dann, wenn die estnische Landwirtschaft ruiniert sein wird, ihre Preise anheben können. Ferner ziehen sie in ihrer Argumentation subventionierte Bauern einem Heer von Arbeitslosen vor. Die Festigung einer autarken Wirtschaft halten sie zudem für erstrebenswert, vor allem auf dem Hintergrund möglicher Krisenzeiten.

Gegner einer Subventionierung, so beispielsweise die Partei des Regierungschefs Mart Laar, argumentieren demgegenüber, dass dadurch die in der Landwirtschaft Tätigen keinen Antrieb sähen, die Kosten zu reduzieren, dass der Wettbewerb verzerrt würde

und eine Subventionierung weitere Subventionen nach sich zöge. Die Gegner der protektionistischen Massnahmen vertrauen auf die regulierenden Mechanismen des Marktes und vertreten den Standpunkt, dass die ohnehin begrenzten Möglichkeiten des Staates zukunftsweisend anzulegen seien, womit der Landwirtschaft wenig Perspektiven eingeräumt werden. Tatsächlich nimmt diese im neuen Estland nur einen geringen Stellenwert ein. Wie sich das auswirkt, haben wir auf dem Hof von Andrus und Tiina gesehen.

Es ist anzunehmen, dass auch in näherer Zukunft viele Familienbetriebe mit niedrigen Einkünften rechnen müssen oder dass diesen allenfalls als Nebenbetrieben eine Funktion zukommt. Bessere Zukunftschancen haben Höfe, die sich modernisieren konnten und die über relativ viel Land und einen günstigen Standort verfügen. Hierfür allerdings sind grössere Investitionen nötig, die sich nur wenige leisten können.

Ein EU-Beitritt unter den gegenwärtigen Vorzeichen, so warnen kritische westliche Fachleute, hätte ernsthafte Folgen für das ländliche Leben, sowohl in soziopolitischer Hinsicht als auch in bezug auf die Umwelt. Solche Kritiker bevorzugen einen «revolutionären Wechsel für die ländlichen Regionen, in Richtung einer haltbaren, lokal spezifischen, kulturell sensiblen und sozial zusammenhängenden Politik».

In diesem Sinne wäre eine bedächtigere Gangart seitens der Politiker, nicht nur der estnischen, sondern auch der europäischen, sicher nicht verfehlt.

Fahren wir von Räpina nun wieder etwas nordwärts nach Tartu, dem anderen wichtigen Zentrum des Landes. Auch Tartu ist am Aufblühen, doch geht der Erneuerungsprozess dieser Stadt sehr viel gemächlicher vor sich als in Tallinn. Darauf sind die Bewohner Tartus stolz. Sie grenzen sich gerne ab von der Hektik der Wirtschaftsmetropole und wenden sich geistigen Werten zu. Nicht umsonst sagt man in Tartu, Tallinn sei zwar die Haupt-Stadt (Kopf-Stadt), Tartu aber sei die Stadt mit Kopf. Damit spielt man auf die alte, ehrwürdige Universität an, aber auch auf die Tatsache, dass Tartu bis heute in kultureller und wissenschaftlicher Hinsicht das Zentrum Estlands ist.

Doch verlassen wir nun die Innenstadt mit ihren neuen Hotels, Banken, Kaufhäusern und mit ihren Kneipen, die voll sind mit Studenten. Fahren wir mit dem Bus an die nördliche Peripherie der Stadt. Dort gelangen wir in ein Quartier, das fast den Charakter eines Dorfes hat. Wir biegen in eine Strasse ein, die für dieses Quartier sehr typisch ist. Alles kleine Einfamilienhäuser mit recht grossen Gärten und vielen Obstbäumen.

Kanalisation, fliessendes Wasser, Ölheizung gab es hier nicht, als die Häuser in den 60er Jahren gebaut wurden, und dieser Standard fehlt bis heute. Man holt das Wasser am Brunnen, heizt die Häuser mit Holz und wäscht die Wäsche von Hand. Die Strasse, von der ich spreche – sie ist sehr lang und in zwei Abschnitte geteilt – , ist ein ganzer Mikrokosmos. Hier gelten eigene Gesetze und Regeln, und manchmal scheint mir, dass es ratsam ist, diese zu berücksichtigen.

Man hält hier auch nicht viel von der neuen Republik Estland. Am 20. August, dem Unabhängigkeitstag eben dieser neuen Republik, wollte niemand die Nationalfahne vors Haus hängen (dazu wurde man aufgefordert), ganz im Unterschied zum 24. Februar, dem Unabhängigkeitstag der ersten Republik. Begründet wurde diese Weigerung mit der lakonischen Bemerkung: «So eine Republik haben wir nicht gewollt».

Etwas anders sieht es in der hinteren Hälfte der Strasse aus. Dort wohnen ein paar reiche Geschäftsherren in grossen Villen und auch ein bekannter Parlamentsabgeordneter. Dort haben sie fliessendes Wasser und eine Kanalisation. Die Leitungen wurden letztes Jahr durch neue ersetzt. Dort wurde die Strasse zum zweiten Mal asphaltiert, nachdem die Rohre ausgewechselt worden waren. In der vorderen Hälfte aber watet man noch immer durch den Sumpf, wenn die intensiven baltischen Regenfälle einsetzen. Dort hinten wehen die Fahnen am richtigen Tag, denn jene haben diese Republik gewollt. Schliesslich war es, so munkelt man, die Republik oder die EU, die den Komfort mit dem fliessenden Wasser im Haus ermöglichte, während hier in der anderen Hälfte jedem Haushalt, der den Anschluss an die begehrten Leitungen wünscht, 10 000 Kronen abgeknöpft werden. Manche können sich das nicht leisten, und so holt man das Wasser eben weiterhin aus dem Brunnen, und man bestellt das Auto mit dem Tank, um das Abwasser zu holen. Doch weil dieses Auto, wie alle Dienstleistungen, auch immer teurer wird, bestellen es viele längst nicht mehr, und das verschmutzte Wasser versickert irgendwo – man weiss nichts Genaues.

Nicht nur viele Arbeitslose gibt es, die sich nicht registrieren lassen, sondern auch viele unregistrierte Unternehmer. Warum auch registrieren? Da zahlt man nur Steuern an den Staat, unliebsame Kontrollen werden durchgeführt, und dann sind da auch noch die lästigen EU-Normen, die in zunehmendem Masse einzuhalten sind. In unserer Strasse gibt es gleich mehrere von diesen Unternehmern.

Nehmen wir das Beispiel des Kachelofenbauers. Diese Berufsgattung ist mit dem Einzug der neuen Republik fast ganz verschwunden, obwohl eigentlich noch immer die meisten älteren Häuser in Estland mit Holzöfen geheizt werden.

Im letzten Jahr kam ich in die Lage, dass ich einen solchen Spezialisten brauchte. Eine entsprechende Firma war in Tartu nicht zu finden, und so wandte ich mich an meine Nachbarn. Sie wussten von einem solchen Meister; es sei weit und breit der einzige, der sein Handwerk zudem auch gut verstehe. Zunächst musste ich allerdings einige Wochen auf ihn warten. Er hatte noch da und dort Aufträge zu erledigen.

Als er dann doch endlich kam, vereinbarten wir einen Preis und eine Zeit, während der die Sache in Ordnung gebracht werden sollte. Es war unterdessen bereits Oktober, und die nordischen Abende sind kalt. Schon während dieser Abmachung war klar, dass ich vom guten Willen dieses Handwerkers vollkommen abhing. Dessen war auch er sich bewusst. Zunächst schickte er einen Gehilfen, der den alten Kamin abriss und den Kachelofen öffnete. Dann kam während Tagen niemand mehr. Weder der Meister noch der Gehilfe liessen sich blicken, und ich hatte auch keine Ahnung, wie sie zu erreichen wären.

Erneut wandte ich mich an die Nachbarin. Die holte den Meister her und wies ihn ziemlich schroff zurecht. Er begann nun mit seiner Arbeit, ging aber immer wieder für mehrere Stunden weg; niemand wusste wohin. Es hiess: trinken, spielen, andere Frauen und ähnliches. Die Zeit, während der die Arbeit hätte erledigt werden müssen, verstrich, verdoppelte, verdreifachte sich. Ich sass in Schmutz und Chaos und war völlig blockiert Ich wurde ungeduldig und auch wütend, ebenso meine Nachbarin. Und als einmal die Frau des Handwerkers bei mir auftauchte, um nach ihm zu schauen oder vielleicht auch,

um ihn zu kontrollieren, da geschah es, dass ich meine aufgestaute Wut an ihr ausliess. Interessanterweise solidarisierte sie sich sofort mit mir und verurteilte die estnischen Männer pauschal als Psychohooligans. Den Handwerker konnte ich letztlich nur mit einem merklich besseren Lohn, den ich ihm in Aussicht stellte, bei der Arbeit halten.

Das Beispiel zeigt, wie eine nicht registrierte «Firma» zu ihrem Geld kommt, und es ist zu sagen, dass Privatunternehmer solcher Art nicht schlecht leben.

Der Gehilfe übrigens war ein sogenannter Asozialer. Ein junger Mann ohne Existenz, ohne Bleibe und alkoholkrank. Davon gibt es viele. Chefs wie unser Kachelofenbauer lesen solche Menschen auf der Strasse auf. Sie geben ihnen Arbeit, und sie entschädigen sie, indem sie ihnen eine Bleibe offerieren, irgendwo in einem Schopf oder in einer Garage. Sie geben ihnen zu essen, ab und zu ein Bier, aber niemals Geld. Das rechtfertigen sie mit dem Argument, dass man damit die Trunksucht der Asozialen nur steigern würde. Sie könnten dann nicht mehr arbeiten und würden noch asozialer.

Was ich hier beschrieben habe, ist kein Einzelfall. Aus der nächsten Umgebung, in der ich in Tartu lebe, könnte ich eine ganze Anzahl hinzufügen. Es handelt sich um ein eigentliches ökonomisches Subsystem, das überhaupt nicht in der Statistik erscheint, das aber nichtsdestoweniger sehr stark ist. Denn dadurch, dass sehr viele auf ähnliche, eben nicht ganz legale Weise ihr Geld verdienen, schützen sie sich gegenseitig.

Jener Velohändler aber, ein ganz normaler Mann von etwa 40 Jahren – er lebt ebenfalls in dieser Strasse, geht seinem Geschäft aber auf legalem Weg nach – ist ganz entschieden keiner, mit dem man sich einlassen will.

Meine Nachbarin übrigens hat einen kleinen Laden, eine Art Kiosk, in dem alles zu haben ist, was ein bescheidener Haushalt braucht. Schlau, wie sie ist, hat sie die Preise alle etwas tiefer als in den anderen Läden des Quartiers angesetzt. Mit dieser Preispolitik hat sie erreicht, dass alle Rentner, die armen Leute, die Asozialen und die Alkoholiker bei ihr einkaufen. Bier darf sie zwar abgeben, aber keine harten Alkoholika. Nun ist es aber so, dass gerade ihre Kundschaft besonders häufig Wodka wünscht. Diesen Teil des Geschäfts übernimmt ihr Mann, ebenfalls einer jener nicht legalen Unternehmer. Er verkauft heimlich stark verschmutzten und schädlichen Alkohol über den Gartenzaun, abgefüllt in Flaschen mit der Aufschrift «Finnlandia Vodka» und macht damit ein gutes Geschäft.

Fliegen Schnapsgeschäfte solcher Art auf, werden sie ausserordentlich hart bestraft. Doch der Nachbar scheint überhaupt keine Angst zu haben. Er ist sich sicher, dass niemand wagt, ihn anzuzeigen, denn sollte das jemand tun, dann hat dieser mit grösster Gewissheit mit Sanktionen zu rechnen. Davor haben die Leute anscheinend grosse Angst. Und diese Angst zementiert weiterhin die Illegalität.

Es ist spannend und interessant, unterhaltsam, manchmal auch etwas traurig, in dieser Strasse zu leben. Es läuft immer etwas, und es kommt auch vor, dass man plötzlich selbst in Geschichten verstrickt wird, mit denen man eigentlich gar nichts zu tun hat. Das sind dann die Momente, wo ich die Strasse in Tartu für zwei, drei Tage verlasse und nach Tallinn fahre, um mich dort wieder ein wenig mehr in Europa zu fühlen.

Unterdessen weiss meine Nachbarin, dass sie ihr kleines Geschäft Ende dieses Jahres schliessen muss, weil es den EU-Normen nicht genügt. Ihr Mann hat seinen illegalen Alkoholverkauf wie es scheint schon jetzt eingestellt. – Nachdem vor einigen Wochen in Pärnu ein paar Menschen durch den Konsum von Methylalkohol gestorben waren, wurde es ihm vielleicht doch zu ungemütlich. Aber mag sein, dass das durch den illegalen Schnapshandel erwirtschaftete Geld ausreicht, um im nächsten Jahr einen den EU-Normen entsprechenden Laden aufzubauen.

Statistischer Anhang

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

Professor

Goehrke, Carsten	Seit 1.10.1971 Extraordinarius, 16.4.1979 – 31.8.2002 Ordinarius für Osteuropäische Geschichte; seit 1.9.2002 emeritiert

Privatdozentinnen

Scheidegger, Gabriele	Seit WS 1998/99
Boškovska, Nada	Seit SS 2002

Oberassistentin ad personam

Scheidegger, Gabriele	Seit 1.9.2001 (50%)

Assistierende (50%)

Mumenthaler, Rudolf	16.10.1991–31.7.1997
Gilly, Seraina	16.7.1994–15.7.1998
Collmer, Peter	16.10.1996–28.2.2002
Wiederkehr, Stefan	1.8.1997–30.9.1999
Rohdewald, Stefan	16.7.1998–30.11.2001
Maeder, Eva	Seit 1.10.1999
Malz, Arié	Seit 1.12.2001
Ursprung, Daniel	Seit 1.3.2002

Studentische Hilfskraft

Kovács, Zsuzsanna	1.7.–31.12.2001; 1.6.–31.12.2002

Sekretariat

Staubli-Gumanova, Anna	Seit 1.8.1991

Absolventinnen und Absolventen der Osteuropäischen Geschichte (WS 1996/97–SS 2002)

(in alphabetischer Reihenfolge und mit die vorherigen Abschlüsse fortführender Laufnummer)

Abschlüsse an der Philosophischen Fakultät

154. Amsler, Dieter	(AG/OEG,	WS 1999/2000)
155. Baumgartner, Jürg	(2.NF,	WS 2000/01)
156. Berchtold, Johannes	(2.NF,	WS 2000/01)
157. Bossart, Ruth Lena	(1.NF,	WS 1997/98)
158. Bosshard, Adrian	(2.NF,	WS 2001/02)
159. Delavy, Nicole	(AG/OEG,	SS 1999)
160. Drabek, Marketa	(AG/OEG,	WS 2001/02)
161. Ellner, Susanna	(1.NF,	WS 2000/01)
162. Fischlin, Moritz	(2.NF,	SS 2002)
163. Frigerio, Mauro	(AG/OEG,	WS 1999/2000)
164. Furrer, Marc	(AG/OEG,	SS 2000)
165. Gall, Alfred	(2.NF,	WS 1996/97)
166. Gassmann, Christoph	(1.NF,	SS 1999)
167. Gerig, Anita	(2.NF,	WS 1996/97)
168. Geser, Irmgard	(AG/OEG,	WS 1999/2000)
169. Gilabert, Vinzenz	(AG/OEG,	WS 2001/02)
170. Glauser, Christine	(2.NF,	WS 1998/99)
171. Häcki, Iren	(1.NF,	SS 2001)
172. Hess, Heidi	(2.NF,	WS 1997/98)
173. Hilzinger, Marcel	(1.NF,	WS 1999/2000)
174. Hohler, Kaspar	(2.NF,	WS 2000/01)
175. Hutter, Iris	(AG/OEG,	SS 2000)
176. Jakovac, Andrej Rudolf	(AG/OEG,	WS 2001/02)
177. Jetel, Daniel	(AG/OEG,	WS 2001/02)
178. Jungi, Alexander	(AG/OEG,	SS 2002)
179. *Kaufmann, Urs	(AG/OEG,	SS 1997)
180. Kolbe, Christian	(AG/OEG,	SS 1997)
181. Krejči, Lukáš David	(AG/OEG,	SS 1999)
182. Lengen, Markus	(AG/OEG,	SS 1998)
183. Locher, Anna	(HF,	WS 1998/99)
184. Lohm, Christina	(AG/OEG,	WS 2000/01)
185. Maeder, Eva	(AG/OEG,	SS 1998)
186. Malz, Arié	(HF,	WS 1998/99)
187. Meier, Ursula	(2.NF,	WS 1997/98)
188. Münger, Felix	(2.NF,	WS 1999/2000)
189. Neeracher Lauper, Sandra	(2.NF,	WS 1998/99)

190. Niederegger, Viviane	(HF,	WS 2000/01)
191. Niederhäuser, Peter	(2.NF,	WS 1996/97)
192. Oberthaler, Claudia	(2.NF,	WS 2000/01)
193. Oesinger, Nicolas	(AG/OEG,	WS 1999/2000)
194. Raab, Nigel Anthony	(AG/OEG,	WS 1997/98)
195. Rey, Madeleine	(1.NF,	SS 1999)
196. Rieser, Armin	(1.NF,	SS 1998)
197. Rimli, Elisabeth	(2.NF,	SS 1997)
198. Rohdewald, Stefan	(HF,	WS 1997/98)
199. Schlatter, Christoph	(2.NF,	WS 1996/97)
200. Schmid, Brigitte	(2.NF,	WS 2000/01)
201. Schmid, Daniel Christoph	(AG/OEG,	WS 1997/98)
202. Schreiber, Sabine	(2.NF,	SS 1999)
203. Spaček, Igor	(1.NF,	WS 2000/01)
204. Späti, Christoph	(AG/OEG,	WS 1996/97)
205. Spörri, Tereza	(2.NF,	SS 1998)
206. Stokar, Konrad	(AG/OEG,	WS 1996/97)
207. Styrsky, Vit	(AG/OEG,	SS 1999)
208. Tisa, Esther	(2.NF,	SS 1998)
209. Tschanz, Christoph	(2.NF,	SS 2000)
210. Ursprung, Daniel	(HF,	SS 2001)
211. Venutti, Dario	(AG/OEG,	SS 2002)
212. Wild, Matthias	(AG/OEG,	WS 2001/02)
213. Witt, Sabine	(1.NF,	SS 1999)
214. Zelger, Cornelia	(2.NF,	WS 1999/2000)
215. Zrinski, Sandra	(AG/OEG,	WS 2000/01)
216. Zumstein, Marc	(2.NF,	SS 2000)

2. Abschlüsse an der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät

4. Steimann, Bernd	(2.NF,	SS 2000)

Erläuterungen:

AG/OEG = Hauptfach Allgemeine Geschichte mit Lizentiatsarbeit in Osteuropäischer Geschichte
HF = Hauptfach Osteuropäische Geschichte
1.NF = Erstes Nebenfach Osteuropäische Geschichte
2.NF = Zweites Nebenfach Osteuropäische Geschichte
* = Dissertation oder Lizentiatsarbeit bei Prof. Dr. Werner G. Zimmermann

Habilitationen und Dissertationen in Osteuropäischer Geschichte 1996–2002

1. Habilitationen

2. Boškovska, Nada: Jugoslawisch Makedonien in der Zwischenkriegszeit: Eine Randregion zwischen Repression und Integration.
(Habilitation an der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich WS 2001/02)

3. Scheidegger, Gabriele: Endzeit. Russland am Ende des 17. Jahrhunderts.
(Habilitation an der Phil. Fak.I der Universität Zürich WS 1997/98)

2. Dissertationen WS 1996/97 – SS 2002

(in alphabetischer Reihenfolge und mit die vorherigen Doktorabschlüsse fortführender Laufnummer)

24. Aegerter, Roland: Die schweizerische Wissenschaft und der Osten Europas. Zur Geschichte der Slavistik und Osteuropakunde. Bern usw.: Verlag Peter Lang 1998. 248 S. (= Slavica Helvetica, 57).
(Korreferent Prof. Dr. Peter Brang) (1997)

25. Gilly, Seraina: Der Nationalstaat im Wandel – Estland im 20. Jahrhundert.
(Korreferent Prof. Dr. Carlo Moos) (2001)

26. Huser Bugmann, Karin: Schtetl an der Sihl. Einwanderung, Leben und Alltag der Ostjuden in Zürich 1880–1939. Zürich: Chronos Verlag 1998. 303 S., 33 Abb.
(= Veröffentlichungen des Archivs für Zeitgeschichte des Instituts für Geschichte der ETH Zürich, 2).
(Korreferent Prof. Dr. Bruno Fritzsche) (1997)

27. Leemann, Marianne: Kommunisten, Faschisten und Nationalsozialisten in der Deutschschweizer Presse von 1918 bis 1923. Sechs Jahre Geschichte aus der Zeitung.
(Korreferent Prof. Dr. Carlo Moos) (2001)

28. *Maissen, Anna Pia: Wie ein Blitz schlägt es aus meinem Mund. Der Illyrismus: Die Hauptschriften der kroatischen Nationalbewegung 1830–1848. Bern: Peter Lang 1998. 367 S. (= Geist und Werk der Zeiten, 89). (1996)

29. Neval, Daniel: «Mit Atombomben bis nach Moskau». Gegenseitige Wahrnehmung und Bedrohung der Schweiz und des Ostblocks 1945–1968.
(Korreferent Prof. Dr. Kurt W. Spillmann, ETH Zürich) (2001)

30. Späti, Christoph: Die Schweiz und die Tschechoslowakei 1945–1953. Wirtschaftliche, politische und kulturelle Beziehungen im Polarisationsfeld des Ost-West-Konflikts. Zürich: Chronos 2000. 762 S., 22 Tab., 3 Diagramme (= Die Schweiz und der Osten Europas, 6).
(Korreferent Prof. Dr. Kurt W. Spillmann, ETH Zürich) (1999)

31. Wernli-Faesi, Margrit: Das Katharinen-Krankenhaus in Moskau. Zur Entwicklung des russischen Volksspitals im Vergleich mit der Schweiz. Dietikon: Juris Druck und Verlag 1999. 245 S., 18 Abb. (= Zürcher Medizingeschichtliche Abhandlungen, 283).
(Korreferent Prof. Dr. Beat Rüttimann, Med. Fakultät) (1998)

Erläuterungen:

* Referent der Dissertation Prof. Dr. Werner G. Zimmermann

Lizentiatsarbeiten in Osteuropäischer Geschichte WS 1996/97 bis SS 2002

61. Amsler, Dieter: Deutsche, Wucherer, Bolschewisten. Die jüdische Minderheit aus der Sicht der tschechischen Presse. November 1918 – Februar 1920. (2000)

62. Delavy, Nicole: Die Geschichte der Krimtataren bis 1996. Ihre Deportation, ihr Kampf und ihre Rückkehr. (1999)

63. Drabek, Marketa: Das Welt- und Menschenbild im Domostroj unter besonderer Berücksichtigung der Rolle und der Handlungsspielräume der Frau – ein interkultureller Vergleich. (2001)

64. Ellner, Susanna: Schriftsteller als politische Kraft in der Tschechoslowakei. Das politische Engagement von Václav Havel, Ludvík Vaculík und Pavel Kohout vom Beginn des «Prager Frühlings» bis heute. (2000)

65. Frigerio, Mauro: Die DDR und die Juden. Zwischen verordneter Vergangenheitsbewältigung und inszenierter Toleranz. (2000)

66. Furrer, Marc: Der Komsomol. Anspruch und Wirklichkeit der sowjetischen Jugendpolitik in der frühen Brežnev-Zeit (1964–1970). (2000)

67. Geser, Irmgard. Der lange Marsch bis zur Gründung von Solidarność. (2000)

68. Gilabert, Vinzenz: Die Begegnung mit der Fremde und der Wandel der eigenen Identität. Arbeitsgrundlagen für den Geschichtsunterricht an Maturitätsschulen: Thematische, analytische und didaktische Erschliessung von Fallbeispielen aus der Geschichte der schweizerischen Russlandmigration. (2001)

69. Hutter, Iris: Zwischen Idealisierung und Vorurteil. Das russische Bild der Schweiz im Zeitalter Nikolaus' I. und Alexanders II. (2000)

70. Jakovac, Andrej Rudolf: Die Verfassungsentwicklung des Zagreber Gradec im Mittelalter. (2001)

71. Jetel, Daniel: Die Schweiz und die Tschecho-Slowakische Auslandsaktion während des Ersten Weltkrieges. (2001)

72. Jungi, Alexander: Kulturbeziehungen zwischen der Schweiz und der Sowjetunion. Von der Revolution bis zum Zweiten Weltkrieg. (2002)

73. *Kaufmann, Urs: Von der Monarchie zum Kommunismus: Rumänien 1938–1947. (1997)

74. Kolbe, Christian: Prager deutsche Studenten im Spannungsfeld des Nationalitätenkonflikts 1918–1938. Am Beispiel der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag und des «Volkssportprozesses». (1997)

75. Krejči, Lukáš David: Geist, der stets verneint? Die Aufführungen der deutschen Klassiker am Prager Nationaltheater 1939–1944 als Spiegel der politischen Entwicklung und der deutschen Besetzung. (1999)

76. Lengen, Markus: Ein Strukturprofil der letzten Russlandschweizer-Generation am Vorabend des Ersten Weltkrieges. (1998)

77. Locher, Anna: Staat und Nation im Finnland des neunzehnten Jahrhunderts. Konzepte im Spannungsfeld von Abgrenzung, Abhängigkeit und Integration. (1998)

78. Lohm, Christina: Die Handelsbeziehungen zwischen der Schweiz und der Sowjetunion 1946–1964. (2000)

79. Maeder, Eva: Altgläubige zwischen Apokalypse und Aufbruch. Die Sowjetisierung eines sibirischen Dorfes in den zwanziger und dreissiger Jahren. (1998)

80. Malz, Arié: Die Verfassungsentwicklung der Stadtrepublik Ragusa im Mittelalter. (1998)

81. Niederegger, Viviane: Unerfüllte Erwartungen. Die diplomatischen und kulturellen Beziehungen zwischen der Schweiz und der Sowjetunion 1946 bis 1956. (2000)

82. Oesinger, Nicolas: Zwischen Stühlen und Bänken. Die Entstehung neuer, kleiner und mittlerer privater Unternehmen in der Russländischen Föderation. (2000)

83. Raab, Nigel Anthony: Perm: The Growth of a City 1850–1865. A Provincial Study in Russian History. (1997)

84. Rohdewald, Stefan: «Vom Polocker Venedig oder über die Polocker Freiheit». Zur Verfassungsgeschichte von Polock bis 1563. Gesellschaftlicher und institutioneller Wandel von der gentilgesellschaftlichen Siedlung zur fürstlichen Burgstadt und später zur Rechtsstadt in der sich ausgestaltenden Adelsrepublik. (1998)

85. Schmid, Daniel Christoph: Gezählt — gewogen – geteilt. Diplomatische Beziehungen zwischen der Schweiz und der Tschechoslowakischen Republik 1938/39. (1998)

86. Spaček, Igor: Der Transformationsprozess in Makedonien im Spiegel des historischen Erbes 1990–1999. (2000)

87. Späti, Christoph: Die Schweiz und die Tschechoslowakei 1945–1953. Wirtschafts- und Finanzbeziehungen zwischen Selbst- und Fremdbestimmung. (1997)

88. Stokar, Konrad: ...Wir wissen nur, was wir sehen... Die geschichtliche Entwicklung der Einrichtungen für Gehörlose im Zarenreich am Beispiel des Raumes St.Petersburg von den Anfängen bis 1917. (1997)

89. Styrsky, Vit: Währungsreformen in der Tschechoslowakei. Eine vergleichende Analyse dreier tschechoslowakischer Währungsreformen hinsichtlich ihrer Erfolgsfaktoren. (1999)

90. Ursprung, Daniel: Eigenbild und Selbstlegitimierung rumänischer Herrscher. Ausgewählte Beispiele von Matei Basarab bis Ceaușescu (17.–20. Jahrhundert). (2001)

91. Venutti, Dario: Macht, Mythos und Moderne. Das Regime Milošević in historischer Perspektive. (2002)

92. Wild, Matthias: Die politisch-diplomatischen Beziehungen zwischen der Schweiz und Polen in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg (1945–1949). Eine Untersuchung auf der Grundlage der Bestände des Schweizerischen Bundesarchivs. (2001)

93. Zrinski, Sandra: Schweizerisch-jugoslawische Beziehungen nach dem Zweiten Weltkrieg (1945–1961), untersucht anhand schweizerischer Quellen. (2000)

Wissenschaftliche Veröffentlichungen von Angehörigen des Fachbereichs Osteuropa (April 1996 bis April 2002)

(ohne Dissertationen und Rezensionen)

Ammann, Natalie (mit Lorenzo Sguaitamatti)
Albanien – Schlusslicht im europäischen Transformationsprozess. In: Carsten Goehrke, Seraina Gilly (Hrsg.): Transformation und historisches Erbe (2000), S. 475–526.

Boškovska, Nada
Die Frühe Neuzeit in der Geschichtswissenschaft. Forschungstendenzen und Forschungserträge. Hrsg. von Nada Boškovska Leimgruber. Paderborn usw.: Ferdinand Schöningh 1997. 251 S.

Vorwort. In: Ebenda S. 7–15.

«Ein Nobel volck anzusehen». Die Moskoviterinnen im 17. Jahrhundert. In: Ebenda S. 179–199.

Im Zentrum des Balkans und am Rande des europäischen Interesses: Makedoniens schwierige Lage in den 1990er Jahren. In: Carsten Goehrke, Seraina Gilly (Hrsg.): Transformation und historisches Erbe (2000), S. 441–474.

Muscovite Women during the Seventeenth Century: At the Peak of the Deprivation of their Rights or on the Road towards New Freedom? In: Hans-Joachim Torke (Hrsg.): Von Moskau nach St. Petersburg. Das russische Reich im 17. Jahrhundert. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2000, S. 47–62 (= Forschungen zur osteuropäischen Geschichte, 56).

Collmer, Peter
Zwischen Selbstdefinition und internationaler Behauptung. Frühe bolschewistische Diplomatie am Beispiel der Sowjetmission in Bern (Mai bis November 1918). In: Ludmila Thomas, Viktor Knoll (Hrsg.): Zwischen Tradition und Revolution. Determinanten und Strukturen sowjetischer Aussenpolitik 1917–1941. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2000, S. 225–283 (= Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa, 59).

(Hrsg.): Die besten Jahre unseres Lebens. Russlandschweizerinnen und Russlandschweizer in Selbstzeugnissen, 1821–1999. Zürich: Chronos Verlag 2001, 397 S., Abb., Faksimiles (= Beiträge zur Geschichte der Russlandschweizer, 8).

Das Herbarium der Olympe Rittener. Zur Wahrnehmung des Fremden in den Selbstzeugnissen von Russlandschweizerinnen und Russlandschweizern. In: Ebenda, S. 359–380.

Das Russlandschweizer-Archiv (RSA) 1997–2002. In: Carsten Goehrke (Hrsg.): Der Fachbereich Osteuropa am Historischen Seminar der Universität Zürich 1996–2002. Zürich 2002, S. 14–16.

Gilly, Seraina
Estland aus der Sicht einer Schweizer Historikerin. In: Programm und Exempel. Engi 1996, S. 51–61 (= Texte und Studien der Arbeitsstelle für kulturwissenschaftliche Forschungen, 1).

«Baltische Studientage» vom 11.–13. April 1996 in Bad Homburg. In: Nordost-Archiv N.F. 5 (1996), S. 434–439.

(Hrsg., mit Carsten Goehrke): Transformation und historisches Erbe in den Staaten des europäischen Ostens. Bern etc.: Peter Lang Verlag 2000. 745 S., Karte (= Geist und Werk der Zeiten. Arbeiten aus dem Historischen Seminar der Universität Zürich, 93).

(mit Carsten Goehrke) Vorbemerkungen. In: Ebenda S. 7–9.

Der Osten Europas im Transformationsprozess. Versuch einer länderübergreifenden Darstellung. In: Ebenda S. 13–39.

Estland zehn Jahre nach der wiedererlangten Unabhängigkeit. Ein Augenschein vor Ort. In: Carsten Goehrke (Hrsg.): Der Fachbereich Osteuropa am Historischen Seminar der Universität Zürich 1996–2002. Zürich 2002, S. 55–66.

Goehrke, Carsten
(Hrsg.) 25 Jahre Osteuropa-Abteilung des Historischen Seminars der Universität Zürich 1971–1996. Zürich 1996.

Rückblick auf 25 Jahre Osteuropa-Abteilung am Historischen Seminar – Konzepte, Trends, Schwerpunkte. In: Ebenda S. 10–25.

Die Geschichtsschreibung über das Bauerntum Russlands im Umbruch? In: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas N.F. 45 (1997), S. 310–320.

Ein Kaleidoskop russischer Stadtgeschichte. In: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas N.F. 45 (1997), S. 622–625.

(Hrsg.) Vergleichende Geschichtsforschung (= Themenheft der Jahrbücher für Geschichte Osteuropas N.F. 46 (1998), Heft 1, S. 1–99).

Geschichtslandschaften Europas zwischen Ost und West: Kontraste und Übergänge. In: Ebenda S. 1–2.

(mit Gisela Tschudin): Typen städtischer Hofüberbauung im Mittelalter als Indikatoren unterschiedlicher urbaner Mentalität. Ein Vergleich zwischen Novgorod und Zürich. In: Ebenda S. 3–38, 14 Abb.

(Hrsg.) Schweizerische Russlandmigration (= Themenheft der Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte 48 (1998), Nr. 3, S. 289–408).

Schweizer in Russland. Zur Geschichte einer Kontinentalwanderung. In: Ebenda S. 289–290.

Die Auswanderung aus der Schweiz nach Russland und die Russlandschweizer. Eine vergleichende Forschungsbilanz. In: Ebenda S. 291–324.

Zuflucht Schweiz. In: Begleitheft zur Ausstellung «Die Schweiz und die Fremden 1798 – 1848 – 1998». Öffentliche Universitätsbibliothek Basel 4. September – 19. Dezember 1998, S. 49–56. (Nachdruck aus dem Sammelband «Zuflucht Schweiz», hrsg. von C. Goehrke und W.G. Zimmermann, Zürich 1994, S. 7–14)

Lenin, Stalin, Gorbatschow – Charisma und Sowjetherrschaft. In: Walter Jacob (Hrsg.): Charisma. Revolutionäre Macht im individuellen und kollektiven Erleben. Zürich: Chronos Verlag 1999, S. 117–137.

(Hrsg., mit Seraina Gilly) Transformation und historisches Erbe in den Staaten des europäischen Ostens. Bern etc.: Peter Lang Verlag 2000. 745 S., Karte (= Geist und Werk der Zeiten. Arbeiten aus dem Historischen Seminar der Universität Zürich, 93).

Transformationschancen und historisches Erbe: Versuch einer vergleichenden Erklärung auf dem Hintergrund europäischer Geschichtslandschaften. In: Ebenda S. 653–741.

Die «Republik Vjatka» – Mythos oder historische Realität? In: Robert O. Crummey, Holm Sundhaussen, Ricarda Vulpius (Hrsg.): Russische und Ukrainische Geschichte vom 16.–18. Jahrhundert. Wiesbaden 2001, S. 63–78 (= Forschungen zur osteuropäischen Geschichte, 58).

(Hrsg.): Der Fachbereich Osteuropa am Historischen Seminar der Universität Zürich 1996–2002. Zürich 2002.

Rückblick auf die Jahre 1996 bis 2002 – Trends, Höhepunkte, Vernetzungen. In: Ebenda S. 6–13.

Reise in drei Lebenswelten des 20. Jahrhunderts am Jenissei – zum Zweiten. In: Ebenda S. 27–54.

Hilzinger, Marcel (mit Viviane Niederegger)
Ungarn – zwischen Erwartung und Realität. In: Carsten Goehrke, Seraina Gilly (Hrsg.): Transformation und historisches Erbe (2000), S. 123–171.

Imhof, Lukas
Polen und das Phänomen Solidarność. In: Carsten Goehrke, Seraina Gilly (Hrsg.): Transformation und historisches Erbe (2000), S. 529–597.

Jetel, Daniel (mit Mirjam Schram)
Tschechoslowakei – Auf dem Weg zurück nach Europa. In: Carsten Goehrke, Seraina Gilly (Hrsg.). Transformation und historisches Erbe (2000), S. 173–214.

Jud, Stefanie
Ni ryba ni m"jaso – Weder Fisch noch Fleisch. Die Ukraine im Transformationsdilemma. In: Carsten Goehrke, Seraina Gilly (Hrsg.). Transformation und historisches Erbe (2000), S. 263–283.

Kälin, Ursel
Die Kaufmannsfamilie Schlatter – ein Überblick über vier Generationen. In: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 48 (1998), S. 391–408.

Lengen, Markus
Ein Strukturprofil der letzten Russlandschweizer-Generation am Vorabend des Ersten Weltkrieges. In: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 48 (1998), S. 360–390, 8 Abb.

Maeder, Eva
«Jede Erinnerung an Gott muss überwunden werden»: Kollektivierung und Kirchenabbruch in einem altgläubigen Rajon Sibiriens. In: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas N.F. 48 (2000), S. 233–249, 2 Abb.

«Umer – radujsja, a rodilsja – plač'». Totenritual und Sowjetisierung in einem altgläubigen Dorf in Sibirien. In: Daniel Weiss (Hrsg.): Der Tod in der Propaganda (Sowjetunion und Volksrepublik Polen). Bern 2000, S. 399–421.

Partisanen und Poeten – Bürgerkrieg und Propaganda in einem sibirischen Dorf zu Beginn der zwanziger Jahre. In: FORUM für osteuropäische Ideen- und Zeitgeschichte 5 (2001), Heft 1, S. 123–154.

Ot starosty do predsedatelja sel'soveta. Sel'skaja administracija u semejskich do i posle revoljucii. In: R. Matveeva (otv. red.): Staroobrjadčestvo: istorija i sovremennost', mestnye tradicii, russkie i zarubežnye svjazi. Ulan-Ude 2001, S. 139–141.

«Vom Elend verschont» – Die Israelitische Gemeinde Winterthur vor und während dem Zweiten Weltkrieg. In: Winterthur – Jahrbuch 2001. Winterthur 2001, S. 146–149.

Zwischen Dorf und Stadt – Alltag in Hegi im 20. Jahrhundert. In: Peter Niederhäuser, Jürg Rohner (Hrsg.): Hegi. Ein Dorf in der Stadt. Winterthur 2001, S. 76–89 (= Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Winterthur auf das Jahr 2002, Nr. 332).

Landwirtschaftliche Genossenschaften und Korporationen. In: Ebenda S. 90–93.

Beziehungsgeschichte schafft Beziehungen – ein Sammelband über «Schweizer in St. Petersburg». In: C. Goehrke (Hrsg.): Der Fachbereich Osteuropa am Historischen Seminar der Universität Zürich 1996–2002. Zürich 2002, S. 20–23.

Mumenthaler, Rudolf
Das Russlandschweizer-Archiv. Entstehung und Aufbau. In: Carsten Goehrke (Hrsg.): 25 Jahre Osteuropa-Abteilung des Historischen Seminars der Universität Zürich 1971–1996. Zürich 1996, S. 37–45.

Der Blick von Aussen. Das Russland Katharinas II. in Reiseberichten. In: Katharina die Grosse. Eine Ausstellung der Staatlichen Museen Kassel, der Wintershall AG, Kassel, und der RAO Gazprom, Moskau. Museum Fridericianum Kassel 13. Dezember 1997–8. März 1998. Kassel 1997, S. 25–32.

Spätmittelalterliche Städte West- und Osteuropas im Vergleich: Versuch einer verfassungsgeschichtlichen Typologie. In: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas N.F. 46 (1998), S. 39–68.

Dem Reich und den Wissenschaften zu Nutzen. Forschungsreisen im Auftrag der Petersburger Akademie der Wissenschaften. In: Eckhard Hübner, Jan Kusber und Peter Nitsche (Hrsg.): Russland zur Zeit Katharinas II. Absolutismus – Aufklärung – Pragmatismus. Köln-Weimar-Wien 1998, S. 253–279.

Schweizer im Nordwesten des Zarenreichs. In: Robert Schweitzer und Waltraud Bastman-Bühner (Hrsg.): Der Finnische Meerbusen als Brennpunkt. Wandern und Wirken deutschsprachiger Menschen im europäischen Nordosten. Beiträge anlässlich des «I. Internationalen Symposiums zur deutschen Kultur im europäischen Nordosten» der Stiftung zur Förderung deutscher Kultur (Aue-Stiftung) Helsinki und der Ostsee-Akademie Lübeck-Travemünde in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Kulturinstitut Tallinn und dem Finnland-Institut Tallinn vom 6. bis 10. September 1995 in Tallinn/Estland. Helsinki 1998, S. 145–165.

Näf, Kaspar
Lettland – Von einer Sowjetrepublik zu einer Brücke zwischen Ost und West? In: Carsten Goehrke, Seraina Gilly (Hrsg.): Transformation und historisches Erbe (2000), S. 215–259.

Niederegger, Viviane s. unter Hilzinger, Marcel

Rohdewald, Stefan
U Cjurychu pra Polack (Razmova z Štéfanam Rodéval'dam) [In Zürich über Polock. Interview mit Stefan Rohdewald]. In: Belaruski histaryčny ahljad [Historische Revue von Belarus] 5, 1 (1998), S. 205–209.

Der Wandel eines städtischen Regionalzentrums von der Teilfürstenzeit bis zur Adelsrepublik (1563). Das Beispiel Polozk. In: Dietrich Beyrau, Rainer Lindner (Hrsg.): Handbuch der Geschichte Weissrusslands. Göttingen 2001, S. 291–307.

Das Archiv Schweiz – Osteuropa (ASO) – ein Kurzportrait. In: Carsten Goehrke (Hrsg.): Der Fachbereich Osteuropa am Historischen Seminar der Universität Zürich 1996–2002. Zürich 2002, S. 17–19.

Ružičić, Zdravko (mit Igor Spaček)
Bulgarien – Wandel in Etappen. In: Carsten Goehrke, Seraina Gilly (Hrsg.): Transformation und historisches Erbe (2000), S. 367–402.

Scheidegger, Gabriele
«Die Kirche ist keine Kirche mehr». Der «Raskol»: Alte Quellen neu betrachtet. In: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas N.F. 46 (1998), S. 177–194.

Endzeit. Russland am Ende des 17. Jahrhunderts. Bern etc.: Peter Lang 1999, 409 S. (= Slavica Helvetica, 63).

Gewickelte russische Seelen. Osteuropäische Themen auf den Seiten des «Journal of Psychohistory». In: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas N.F. 49 (2001), S. 581–601.

Schmid, Daniel
Gezählt, gewogen, geteilt. Diplomatische Beziehungen zwischen der Schweiz und der Tschechoslowakischen Republik 1938/39. In: Peter Hug und Martin Kloter (Hrsg.): Aufstieg und Fall des «Bilateralismus». Schweizerische Aussen- und Aussenwirtschaftspolitik, 1930–1960: Rahmenbedingungen, Entscheidungsstrukturen, Fallstudien. Zürich 1999, S. 261–280.

Möglichkeiten und Grenzen schweizerischer Schutzmachtpolitik im «Protektorat Böhmen und Mähren» 1939–1945. In: Miroslav Kárný, Jaroslava Milotová und Raimund Kemper (Hrsg.): Theresienstädter Studien und Dokumente 2001, S. 287–304.

Možnosti a hranice švýcarské ochranné politiky v Protektorátu Čechy a Morava v letech 1939–1945. In: Miroslav Kárný, Jaroslava Milotová u. Eva Lorencová (Hrsg.):Terezínské studie a dokumenty 2001, S. 233–248.

Studie o exilových časopisech ve Švýcarsku. Bleiben oder zurückkehren? In: Zpravodaj 9 (2001), S. 28–30.

(mit Stefan Karlen, Lucas Chocomeli, Kristin D'haemer, Stefan Laube): Schweizerische Versicherungsgesellschaften im Machtbereich des «Dritten Reichs». Zürich 2002 (Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg, 12).

Schram, Mirjam s. unter Jetel, Daniel

Sguaitamatti, Lorenzo s. unter Ammann, Natalie

Sidorko, Clemens P.
Die Naqšbandiyya im nordöstlichen Kaukasus: Ein historischer Überblick. In: Asiatische Studien. Zeitschrift der Schweizerischen Asiengesellschaft LI, 2, 1997, S. 627–650.

Die Eroberung Tschetscheniens und Dagestans als Fallbeispiel kolonialer Expansion des Zarenreichs im 19. Jahrhundert. In: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas N.F. 47 (1999), S. 505–511.

‹Kampf den ketzerischen Qızılbāš!› Die Revolte des Hāǧǧī Dā'ūd (1718–1728). In: Raoul Motika, Michael Ursinus (Hrsg.): Caucasia between the Ottoman Empire and Iran, 1555–1914. Wiesbaden 2000, S. 133–145 (= Kaukasienstudien, 2).

Spaček, Igor s. unter Ružičić, Zdravko

Späti, Christoph
Die schweizerisch-tschechoslowakischen Beziehungen von 1945 bis 1953. In: Integration oder Isolation? Die bilateralen Beziehungen zwischen der Schweiz und den Staaten Mittel- und Osteuropas seit dem Zweiten Weltkrieg. Publikation zum Kolloquium im Schweizerischen Bundesarchiv Bern, 29. Oktober 1996. Hrsg. vom Schweizerischen Bundesarchiv. Bern 1996, S. 47–56 (= Bundesarchiv Dossier, 3).

Handelserwartungen und Entschädigungsstreit: Die schweizerisch-tschechoslowakischen Beziehungen im Spannungsfeld des Ost-West-Konflikts 1945–1953. In: P. Hug, M. Kloter (Hrsg.): Aufstieg und Niedergang des «Bilateralismus». Schweizerische Aussen- und Aussenwirtschaftspolitik 1930–1960: Rahmenbedingungen, Entscheidungsstrukturen, Fallstudien. Zürich 1999, S. 389–420.

Styrsky, Vit
Währungsreformen in der Tschechoslowakei. Eine Analyse der Komplikationen. In: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 50 (2001), S. 26–47.

Tschudin, Gisela
Das Haus Rämistrasse 33. In: Carsten Goehrke (Hrsg.): 25 Jahre Osteuropa-Abteilung des Historischen Seminars der Universität Zürich 1971–1996. Zürich 1996, S. 26–31.

mit Carsten Goehrke vgl. unter Goehrke und Tschudin (1998).

Ursprung, Daniel
Rumänien – Modernisierung und Reform im Spannungsfeld evolutionärer und revolutionärer Konzepte. In: Carsten Goehrke, Seraina Gilly (Hrsg.): Transformation und historisches Erbe (2000), S. 403–440.

Venutti, Dario
Serbien und das Phänomen Milošević. In: Carsten Goehrke, Seraina Gilly (Hrsg.): Transformation und historisches Erbe (2000), S. 599–650.

Von Werdt, Christophe
Halyč-Wolhynien - Rotreussen - Galizien: Im Überlappungsgebiet der Kulturen und Völker. In: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas N.F. 46 (1998), S. 69–99, 2 Karten.

Bractwa prawosławne w Wilnie w XVI – i do połowy XVII wieku. In: Lithuania. Kwartalnik poświęcony problemam Europy Środkowo-Wschodniej 4 (29) (1998), S. 128–134.

Die Schweizerische Osteuropabibliothek und die Osteuropaforschung in der Schweiz. In: 27. ABDOS-Tagung, Göttingen, 18. bis 21. Mai 1998. Referate und Beiträge, zusammengestellt von Walter Andreesen, Berlin 1998, S. 240–246.

Belarus und die Gegenwart der Sowjetunion. In: Carsten Goehrke, Seraina Gilly (Hrsg.): Transformation und historisches Erbe (2000), S. 285–329.

Transformation und nationale Identität in der Ukraine und in Belarus. Ein historischer Vergleich. In: Ebenda S. 331–364.

Religion und Armenfürsorge – Gemeinsamkeiten jüdischer, katholischer und orthodoxer Bruderschaften im Polen-Litauen der Frühen Neuzeit. In: Stefi Jersch-Wenzel u.a. (Hrsg.): Juden und Armut in Mittel- und Osteuropa. Köln-Weimar-Wien 2000, S. 91–107.

Wiederkehr, Stefan
Der Eurasismus als Erbe N. Ja. Danilevskijs? Bemerkungen zu einem Topos der Forschung. In: Studies in East European Thought 52 (2000), S. 119–150.

Russland – Das Legitimitätsdefizit des politischen Systems als Hindernis der ökonomischen Transformation. In: Carsten Goehrke, Seraina Gilly (Hrsg.): Transformation und historisches Erbe (2000), S. 43–120.

Populärwissenschaftliche Publikationen und umfangreichere Presseartikel (April 1996 bis März 2002)

Boškovska, Nada
Feindbild Jugo. Sie galten als ‹Traumausländer›, nun gelten sie als brutale Machos, die im Trainer mit Natel herumlungern. Wie es kam, dass die Jugoslawen in der Schweiz zu ‹Jugos› wurden. In: Das Magazin. Beilage zum Tages-Anzeiger 17. Mai 1999, S. 22–29.

«Jugoslawen» in der Schweiz. In: NZZ 21./22. Oktober 2000.

«Jugoslawen» in der Schweiz. Soziale, kulturelle und ethnische Herkunft, Integrationsprobleme. In: Schweizerische Ärztezeitung 81 (2000), Nr. 47, S. 2647–2651.

Wer zerschlägt Mazedonien? In: Tages-Anzeiger 21. März 2001, S. 5.

Goehrke, Carsten
Baltikum und Russland: David und Goliath. Eine Darstellung aus historischer Sicht. In: BT am Samstag. Forum für Politik, Kultur und Wirtschaft, 19. Oktober 1996, S. I–II; 26. Oktober 1996, S. I–II. – Publiziert u.d.T. «David und Goliath – das Verhältnis zwischen Baltikum und Russland aus historischer Sicht» auch in: Gesellschaft Schweiz - Lettland GSL. Informationen Nr.5, Dezember 1996, S.1–7. – Auszug u.d.T. «Verhältnis zwischen Baltikum und Russland» auch in: Max Schweizer (Hrsg.): Estland, Lettland, Litauen – Schweizerisch-baltisches Lesebuch. Šiauliai 2001, S. 21–27.

Zwischen Expansionsgelüsten und Invasionsängsten: Russland im europäischen Mächtesystem der Neuzeit. In: Europäische Sicherheit und Russland. Suche nach einer Partnerschaft. 25. Oktober 1997, Universität Bern. Colloquium Sicherheitspolitik und Medien. = INFO Sicherheitspolitik Nr. 24 / Januar 1998 (Zentralstelle für Gesamtverteidigung Bern), S. 17–25.

«Man lebte neben-, nicht miteinander». Mit Carsten Goehrke sprach Hugo E. Berchtold. In: Neue Luzerner Zeitung Nr.100, 1.5.1999, S. 60 (= Dossier Balkan).

«Der Westen ist ein schlechter Sieger». Russland bedient sich im Kosovo-Krieg einer scharfen antiwestlichen Rhetorik. Sind die ‹brüderlichen Bande› zu Serbien Mythos oder Realität? Mit Carsten Goehrke sprach Zita Affentranger. In: Tages-Anzeiger 17. Mai 1999, S. 4.

Osteuropa zehn Jahre nach der Wende. Der Osteuropa-Historiker Carsten Goehrke zum Transformationsprozess im ehemaligen Ostblock. In: Der Zürcher Oberländer / Anzeiger von Uster 18. August 1999, S. 3.

Der Boss. Jelzin verkörperte die traditionelle Figur des bäuerlichen Patriarchen; demokratische Verfahren hat er nie gelernt. In: Die Weltwoche, Nr.1, 6.1.2000, S. 11.

(mit Heiko Haumann) Ist Osteuropa-Wissenschaft noch nötig? In: Die Weltwoche, Nr. 21, 25.5.2000, S. 65.

Pulverfass Balkan. Nur gesamtbalkanische Lösung bringt Frieden. Interview: Susanna Ellner. In: Zürcher Oberländer / Anzeiger von Uster, 7. Juni 2000, S. 49.

«Die Opposition wird sehr schnell wieder zerfallen». Carsten Goehrke, Professor für osteuropäische Geschichte, über die Ereignisse in Serbien. Interview: Ursula Zenger. In: SonntagsZeitung, 8. Oktober 2000, S. 22.

Spannungen in Mazedonien: «UCK versteht nur Sprache der Gewalt». Interview: Toni Greber. In: Neue Luzerner Zeitung 21. März 2001, S. 3.

Baltikum: Orientierung nach Westen. In: Basler Magazin Nr. 50, 15. Dezember 2001, S. 6 (= Politisch-kulturelle Wochenend-Beilage der Basler Zeitung, Nr. 293).

Maeder, Eva
«Das ist doch kein Leben nicht». Weshalb Russlanddeutsche in ihre ursprüngliche Heimat zurückkommen wollen. In: Tages-Anzeiger 15.3.1996.

Die Hoffnung, «es dort einmal besser zu haben». Russlanddeutsche in Sibirien: Von Stalin deportiert, oft nur noch dem Namen nach deutsch, wollen sie nach Deutschland zurück. In: Die Weltwoche 2.5.1996.

«In zehn Jahren wohnt dann niemand mehr hier». Die sibirischen Kolchosen stehen vor dem Bankrott, und mit ihnen ist die Existenz ganzer Dörfer bedroht. In: Die Weltwoche 2.1.1997.

Auswanderungsziel: Russland. Schweizer Alltag im Zarenreich und im Sowjetstaat. In: Der Landbote, 29.12.2001, S. 20.

Das Weiterleben nach dem Holocaust. Überlebende und Psychologen berichten vom Umgang mit dem Trauma. In: Der Landbote, 2.3.2002, S. 23.

Schmid, Daniel C.
Das fatale Münchner Abkommen von 1938. Nachgeben gegenüber Hitler – Schweizer Reaktionen. In: NZZ Nr. 225, 29.9.1998, S. 65.

Sidorko, Clemens P.
Der Heilige Krieg beginnt erst im August. Eindrücke von einem Aufenthalt in Dagestan. In: NZZ, Nr.190, 18.8.1999, S. 4.

Staubli-Gumanova, Anna
OEG – Raum 283. In: Carsten Goehrke (Hrsg.): Der Fachbereich Osteuropa am Historischen Seminar der Universität Zürich 1996–2002. Zürich 2002, S. 24–26.

Venutti, Dario
Serbiens Regime in historischer Perspektive. In: NZZ, Nr. 226, 28.9.2000, S. 5.

Von Werdt, Christophe
«Wo der Osten den Westen trifft». 400 Jahre Union von Brest in der Ukraine und in Weissrussland. In: NZZ, 18.10.1996, S. 7.

Where East Meets West. In: Swiss Review of World Affairs 1997, no. 1, S. 20–21.

Im Osten viel Neues. Die Schweizerische Osteuropabibliothek im Wandel der Zeit. In: Arbido 13 (1998), Nr. 2, S. 10–11.

Weissrussland und die Sowjet-Nostalgie. Lukaschenkos Drang zur Rückkehr nach Russland. In: NZZ Nr. 5, 8.1.1999, S. 5.

Kosovo. Die blutige Macht der konstruierten Geschichte. In: Berner Zeitung, 24.4.1999, S. 40–41.

Ohne die Ukraine kein russisches Imperium. Vor den Präsidentenwahlen im zweitgrössten Land Europas. In: NZZ Nr. 252, 29.10.1999, S. 9.

Grau legt sich übers Land der roten Direktoren. Ukraine. In: Der Bund, 8.1.2002, S. 2.

Wiederkehr, Stefan
Die Übermacht des russischen Präsidenten. Ein Erbe des turbulenten sowjetischen Auflösungsprozesses. In: NZZ Nr. 212, 13.9.1999, S. 7.

Lehrveranstaltungen WS 1996/97 bis SS 2002

Boškovska, Nada
Kolloquium:
Krieg, Bürgerkrieg und Nationalismus in Jugoslawien, 1941–1945. (WS 1996/97)

Europa, der Balkan und die makedonische Frage von San Stefano (1878) bis heute. (SS 2000)

Collmer, Peter
Proseminar (gemeinsam mit Stefan Wiederkehr):
Einführung in die Geschichte Osteuropas. (WS 1998/99, WS 1999/2000)

Kolloquium (gemeinsam mit Alfred Gall):
Geschichte als Text: Historische Literatur im Russland des 19. Jahrhunderts. (SS 1999)

Kolloquium
Grenzen und Identitäten im Osten Europas: Die österreichische Militärgrenze. (SS 2002)

Gilly, Seraina (mit Rudolf Mumenthaler)
Proseminar:
Einführung in die Geschichte Osteuropas. (WS 1996/97)

Goehrke, Carsten
Vorlesungen:
Grundstrukturen und Grundprobleme der Geschichte Russlands. (WS 1997/98)

Grundstrukturen und Grundprobleme der Geschichte des nördlichen Ostmitteleuropa: Polen und das Baltikum. (WS 1998/99)

Grundstrukturen und Grundprobleme der Geschichte des südlichen Ostmitteleuropa: Die böhmisch-mährischen und ungarischen Länder. (WS 1999/2000)

Grundstrukturen und Grundprobleme der Geschichte Südosteuropas: Die Balkanhalbinsel. (WS 2000/2001)

Geschichte des russischen Alltags. (SS 2000)

Persönlichkeit und Geschichte: Zwischen Sachzwängen und Charisma. Russland von der Fürstin Olga bis zu Boris Jelzin. (SS 2001)

Die Frau in der russischen Geschichte. (SS 1998)

Geschichte der Kosaken im Osten Europas. (SS 1999)

Russlands «Wilder Osten»: Geschichte Sibiriens. (WS 2001/02)

Die Schweiz und der Osten Europas. Strukturen und Facetten einer historisch wechselhaften Beziehung. (SS 2002)

Geschichte der Auswanderung aus der Schweiz in das Zarenreich und in die Sowjetunion. (SS 1997)

Proseminar:
Einführung in die Geschichte Osteuropas. (WS 1997/98, WS 2001/02)

Seminare:
Zarenmythos und falsche Zaren: Usurpatoren im Russland des 17. und 18. Jahrhunderts. (WS 1998/99)

(mit Erich Bryner): Staat und Kirche in Russland und in der Donaumonarchie (ein Vergleich). (WS 2001/02)

(mit Jochen-Ulrich Peters): Die Dekabristen als Reformer, Rebellen und Literaten. (SS 1997)

(mit Walter Furrer): Seminar für Sekundarlehramtsstudierende: Wichtige Stationen der Geschichte Russlands vom Krimkrieg (1853–1856) bis heute. (WS 1999/2000)

Zwangsarbeit und Verbannung als Mittel staatlicher Repression: Zarismus und Sowjetsystem im Vergleich. (WS 1999/2000)

(mit Carlo Moos): Ende oder Neubeginn? Kontinuitäten und Brüche im Gebiet der (ehemaligen) Habsburgermonarchie 1918/19. (SS 2000)

Mensch und Macht, Machtmenschen im Osteuropa des 20. Jahrhunderts von Lenin bis Milošević. (WS 2000/2001)

(mit Carlo Moos) Faschismus, Nationalsozialismus, Stalinismus: Drei Spielarten totalitärer Herrschaft? (SS 2002)

Der Zusammenbruch des Sowjetsystems im Osten Europas: Ursachen – Verlauf – Folgen. (WS 1997/98)

Kolloquien:
Quellen zur russischen Alltagsgeschichte. (SS 2000)

Methodische Zugänge zur russischen Geschichte der Vormoderne. (WS 2000/2001)

(mit Daniel Weiss): Der Domostroj, ein altrussisches Hausbuch des späten 16. Jahrhunderts: Lektüre und Interpretation. (WS 1998/99)

Die Umweltzerstörung in Osteuropa und ihre Folgen. (SS 2001)

Historische Landeskunde der GUS-Staaten. (SS 1999)

Historische Landeskunde Südosteuropas. (SS 2001)

Historische Landeskunde Polens. (SS 1998)

(mit Jochen-Ulrich Peters und Daniel Weiss): Sibirien-Kolloquium. (SS 2000)

Mechanismen der «Gehirnwäsche»: Stalinistische Schauprozesse in der Sowjetunion und in ihren Satellitenstaaten. (SS 1998)

Tagebücher der Stalinzeit als zeitgeschichtliche Quelle. (SS 1999)

Der sowjetische Alltag in den Reportagen ausländischer Besucher und Zeitungskorrespondenten: Urteilsmassstäbe und Repräsentativität. (SS 1997)

(mit Jochen-Ulrich Peters und Daniel Weiss): Probleme der Mentalitätsforschung, 14-tägig. (SS 1997)

Kolloquium für Fortgeschrittene, 14-tägig. (WS 1997/98; mit Gabriele Scheidegger: WS 1998/99, WS 1999/2000, WS 2000/2001, WS 2001/02)

Maeder, Eva
Kolloquium: Alltag im Stalinismus. (WS 2001/02)

Mumenthaler, Rudolf (mit Seraina Gilly)
Proseminar: Einführung in die Geschichte Osteuropas. (WS 1996/97)

Rohdewald, Stefan
Kolloquium: Quellen zur politischen Kommunikation der Ostslaven (Mittelalter und Frühe Neuzeit). (SS 2001)

Scheidegger, Gabriele
Vorlesung:
Geschichte der Kindheit in Ost- und Westeuropa. Ein komparativer Zugang. (SS 2000)

Proseminar:
Einführung in die Geschichte Osteuropas. (WS 2000/2001)

Seminare:
Russland im Kaukasus. (SS 1999)

Sowjetmarxistische Historiographie. (WS 1998/99)

Die polnischen Aufstände im 19. Jahrhundert. (SS 2001)

Kolloquien:
Geschichte der Emotionalität: Tränen in der russischen Kultur. (SS 2002)

Reisen in Russland. (WS 2001/02)

Avvakums Sendschreiben an die Zaren. Quellenkundliches Kolloquium. (WS 1999/2000)

Kolloquium für Fortgeschrittene (mit Carsten Goehrke). (WS 1998/99, WS 1999/2000, WS 2000/2001, WS 2001/2002)

Wiederkehr, Stefan
Proseminar (gemeinsam mit Peter Collmer):
Einführung in die Geschichte Osteuropas. (WS 1998/99, WS 1999/2000)

Kolloquium:
Recht und Macht in der Geschichte Russlands (von den Grossen Reformen im dritten Viertel des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart). (WS 2000/2001)

Historisches Seminar der Universität Zürich,
Abteilung Osteuropa

Beiträge zur Geschichte der Russlandschweizer herausgegeben von Carsten Goehrke

Bisher erschienen:

Bd. 1: Schweizer im Zarenreich. Zur Geschichte der Auswanderung nach Russland. Von Roman Bühler, Heidi Gander-Wolf, Carsten Goehrke, Urs Rauber, Gisela Tschudin und Josef Voegeli. 1985. 519 Seiten, 24 Seiten Fotos, zahlreiche Tabellen, Karten, Grafiken und Textabbildungen. Gebunden. *Vergriffen.*

Bd. 2: Urs Rauber: Schweizer Industrie in Russland. Ein Beitrag zur Geschichte der industriellen Emigration, des Kapitalexportes und des Handels der Schweiz mit dem Zarenreich (1760–1917). 1985. 460 Seiten, 16 Seiten Fotos, zahlreiche Tabellen, Karten, Grafiken und Textabbildungen. Gebunden.

Bd. 3: Gisela Tschudin: Schweizer Käser im Zarenreich. Zur Mentalität und Wirtschaft ausgewanderter Bauernsöhne und Bauerntöchter. 1990. 331 Seiten, 16 Seiten Fotos, zahlreiche Tabellen, Karten, Grafiken und Textabbildungen. Gebunden.

Bd. 4: Rudolf Mumenthaler: «Keiner lebt in Armuth». Schweizer Ärzte im Zarenreich. 1991. 267 Seiten, 8 Seiten Fotos, zahlreiche Tabellen, Karten, Grafiken und Textabbildungen. Gebunden.

Bd. 5: Harry Schneider: Schweizer Theologen im Zarenreich (1700–1917). Auswanderung und russischer Alltag von Theologen und ihren Frauen. 1994. 400 Seiten, 8 Bildseiten. Gebunden.

Bd. 6: Rudolf Mumenthaler: Im Paradies der Gelehrten. Schweizer Wissenschaftler im Zarenreich (1725–1917). 1996. 665 Seiten, 8 Seiten Fotos, zahlreiche Tabellen, Karten, Grafiken und Textabbildungen. Gebunden.

Bd. 7: Jost Soom: «avancement et fortune». Schweizer und ihre Nachkommen als Offiziere, Diplomaten und Hofbeamte im Dienst des Zarenreiches. 1996. 428 Seiten, 8 Seiten Fotos, zahlreiche Tabellen, Karten, Grafiken und Textabbildungen. Gebunden.

Bd. 8: Die besten Jahre unseres Lebens. Russlandschweizerinnen und Russlandschweizer in Selbstzeugnissen, 1821–1999. Herausgegeben von Peter Collmer. 2001. 397 Seiten, Fotos. Gebunden.*

Historisches Seminar der Universität Zürich
Abteilung Osteuropa

Die Schweiz und der Osten Europas herausgegeben von Carsten Goehrke

Bisher erschienen:

Bd. 1: Daniela Neumann: Studentinnen aus dem Russischen Reich in der Schweiz (1867–1914). 1987. 270 Seiten, 1 Karte, 1 Tabelle. Broschur.

Bd. 2: Christiane Uhlig: Utopie oder Alptraum? Schweizer Reiseberichte über die Sowjetunion 1917–1941. 1992. 432 Seiten, 32 Abbildungen auf Tafel, 17 Zeichnungen von Otto Baumberger. Broschur.

Bd. 3: «Zuflucht Schweiz». Der Umgang mit Asylproblemen im 19. und 20. Jahrhundert. Herausgegeben von Carsten Goehrke und Werner G. Zimmermann. 1994. 579 Seiten, 36 Abbildungen. Broschur.

Bd. 4: «Zwischen Adria und Jenissei». Reisen in die Vergangenheit. Werner G. Zimmermann zum 70. Geburtstag. Herausgegeben von Nada Boškovska, Carsten Goehrke, Caspar Heer und Anna Pia Maissen. 1995. 368 Seiten, 68 Abbildungen, 1 Karte. Broschur.

Bd. 5: Christine Gehrig-Straube: Beziehungslose Zeiten. Das schweizerisch-sowjetische Verhältnis zwischen Abbruch und Wiederaufnahme der Beziehungen (1918–1946) aufgrund schweizerischer Akten. 1997. 624 Seiten (Dokumente S. 521–588), 31 Abbildungen auf Tafeln. Gebunden.

Bd. 6: Christoph Späti: Die Schweiz und die Tschechoslowakei 1945–1953. Wirtschaftliche, politische und kulturelle Beziehungen im Polarisationsfeld des Ost-West-Konflikts. 2001. 768 Seiten, Tabellen und Diagramme. Gebunden.*

* Im Chronos Verlag Zürich, die anderen Bände bei Hans Rohr, Zürich